



Neue Zeitung für Einsiedler

Mitteilungen
der Internationalen
Arnim-Gesellschaft

Jahrgang 4/5 (2004/2005)

Herausgegeben von
Walter Pape

Köln 2006



Peter-Anton von Arnim und einige Mitglieder
bei der Mitgliederversammlung auf Gut Zernikow,
30. Juli 2005

Anschrift der IAG:
Internationale Arnim-Gesellschaft e. V.
Prof. Dr. Walter Pape
Institut für deutsche Sprache und Literatur
Universität zu Köln
D-50923 Köln
Tel. (0221) 470-2444/2460 · Fax: 470-5107
email: w.pape@uni-koeln.de

ISSN 1613-3366

© der Beiträge bei den Autoren 2006

Gedruckt mit Unterstützung der Universität zu Köln

Umschlagbild: Karl Friedrich Schinkel, *Abenddämmerung* (1813/14). Berlin,
Staatliche Museen Preußischer Kulturbesitz, Nationalgalerie

Inhalt

Aufsätze

- CLAUDIA NITSCHKE, Oxford
Die Darstellung des Unlesbaren: Korrespondenzen zwischen
Arnims »Kronenwächtern« und Kafkas »Schloß« 7
- JÜRGEN KNAACK, Henstedt-Ulzburg
Arnim und Niebuhr: Ein gespanntes Verhältnis 21
- HOLGER SCHWINN, Offenbach
Kein Arnim. Nirgends:
Weshalb Christa Wolf jemand anders an den Rhein versetzte 42
- FREDERICK BURWICK, Los Angeles
Hauntings of the Graveyard School 52

Unveröffentlichte Handschriften

- RENATE MOERING, Frankfurt a. M.
Ein neu aufgefundener Brief Arnims:
Achim von Arnim an Luise Caroline Gräfin von Schlitz 67
- HEINZ HÄRTL, Weimar
Drei Briefe aus der Spätromantik:
Joseph Görres, Clemens Brentano und Hermann Joseph Dietz 69

Miszellen

- ROSWITHA BURWICK, Claremont
Eine Quelle zu Arnims »Der Tolle Invalide auf dem Fort Ratonneau« 81
- JÜRGEN KNAACK, Henstedt-Ulzburg
Etwas Neues zu Arnims Biographien im Brockhaus-Lexikon 82
- GEORG SCHWEDT, Clausthal
Achim von Arnims Besuch beim Alchemisten Beireis in Helmstedt 87

Lokales

JÜRGEN KNAACK, Henstedt-Ulzburg Künstlerhaus Schloß Wiepersdorf	93
Zernikow in der regionalen Presse	96

Mitteilungen

6. Kolloquium der IAG im Juli 2006 auf Burg Schönburg, Oberwesel Abstracts der Beiträge	103
Bilder vom 5. Kolloquium der Internationalen Arnim-Gesellschaft	117
Ludwig Achim von Arnim: Werke und Briefwechsel Band 31: Briefwechsel 1802–1804	118
Protokoll der Mitgliederversammlung 2005 in Zernikow	120
Die Weimarer Arnim-Ausgabe	121
Schriften der Internationalen Arnim-Gesellschaft	122
Uwe Japp: Das deutsche Künstlerdrama	123

Aufsätze

CLAUDIA NITSCHKE

Die Darstellung des Unlesbaren: Korrespondenzen zwischen Arnims »Kronenwächtern« und Kafkas »Schloß«

Der intertextuell und historisch ausgiebigen Recherche nach motivischen Vorlagen zu Kafkas Schloß eine weitere hinzuzufügen, scheint auf den ersten Blick heuristisch unergiebig: Mit dem Verweis auf die Korrespondenzen zwischen L. Achim von Arnims *Kronenwächtern* und Kafkas *Schloß* liegt dem folgenden auf Grund dessen weniger ein motivgeschichtliches *tertium comparationis* zugrunde, als vielmehr die Frage nach interdiskursiv wirksamen Strategien, mit Modernisierungsschüben und Epochengrenzen ästhetisch zu verfahren: Insofern geht es nicht um eine intertextuelle Relation zwischen dem *Schloß* und den *Kronenwächtern* – obwohl diese natürlich keineswegs auszuschließen ist –, sondern um einen Bezug Kafkas zum Umbruch um 1800, dessen Folgeprobleme bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts – epochenspezifisch gebrochen – relevant bleiben. Dementsprechend fallen angesichts der *Kronenwächter* nicht nur die Korrespondenzen in der Schloß-Motivik, sondern vor allem auch darüber hinaus gehende strukturelle Ähnlichkeiten ins Auge: So finden sich sowohl im Schloß als auch in den Kronenwächtern entscheidende Konzepte der Unlesbarkeit bzw. Unverstehbarkeit, der Un erreichbarkeit bzw. Unsteuerbarkeit und eine auffällige Gratwanderung zwischen Immanenz und Transzendenz. Eine von möglichen intertextuellen Korrespondenzen unabhängige Parallelektüre, die den unterschiedlichen historischen Entstehungszeitpunkt nicht ignoriert, könnte deshalb wechselseitig zu einer genaueren konzeptuellen Verortung der entsprechenden textlichen Verfahrensweisen und ihrer interdiskursiven Relation, aber auch ihrer – unübersehbaren – Unterschiede verhelfen.

1. Kronenburg und Hohenstock – das Schloß

Sowohl das Schloß als auch die Kronenburg nehmen eine zentrale Stellung in den Texten ein, ohne daß der jeweilige Protagonist im vorhandenen Textkorpus sie erreichen oder betreten würde. Ihre analoge Inszenierung und Textfunktion muß im folgenden geklärt werden, um in dieser strukturellen Ähnlichkeit einen vergleichbaren inhaltlichen Zugriff deutlich zu machen.

Ähnlich wie im *Schloß* das Dorf und das – ebenfalls ambivalent kodierte – Schloß eine mehrdeutige Konstellation vorgeben, findet sich auch in den *Kronenwächtern* eine verdoppelte und dezidiert aufeinander bezogene symbolische Ortskonfiguration, in der sich die beiden Arnimschen »Schlösser«, Kronenburg und Hohenstock gegenüberstehen. Die seltsame Gesellschaft auf der Burg Hohen-

stock, die in ihrer verschmutzten Häßlichkeit und ihrem »verwirrten« Bau¹ den Rahmen für eine unkonventionelle, vor allem aber brutal-rustikale Geselligkeit (*Kronenwächter*, S. 26, 2ff) abgibt, orientiert sich nicht nur ostentativ am Jahreszeitenzyklus,² sondern gründet sich auf eine dem Ästhetischen entzogene, aus dem Äußeren nicht mehr notwendig erschließbare Zweckmäßigkeit.

Grünewalds bissige Bemerkung zu der von den Anreisenden irritiert zur Kenntnis genommenen Kulisse verweist in ihrer anthropomorphisierenden Verunglimpfung auf Kafkas Schloßbeschreibung³ und produziert einen mit ihr insofern korrespondierenden Effekt, als das Gebäude als undurchsichtiges Gegenüber etabliert wird, dessen geheime, nicht dechiffrierbare Intentionen insinuiert, nicht aber erschlossen werden können:⁴

Und was ist das für ein Schwalbennest in der Mitte, sieht aus wie eine gebrochene Kinnlade mit schwarzen Zähnen, da möchte ich nicht begraben sein. – Der Ehrenhalt verwies sie [d.h. Grünewald] zur Ruhe [...] Gott gebe, daß ich von der Wacht auf der Kronenburg entlassen, dort endlich in Ruhe meine Tage beschließen kann. – Berthold und Anna wollte das Schloß nicht so erfreulich erscheinen, doch äußerten sie nur, daß ihnen der Bau gar seltsam verwirrt schein, die Gebäude lägen in allerlei spitzen Winkeln, selbst in Krümmungen an einander, wie Kinder in ihren Spielen zu bauen pflegen. (*Kronenwächter*, S. 26, 1f.)

Diese seltsame bauliche Verwirrung wird bei Arnim schließlich als strategische Raffinesse⁵ aufgelöst; nichtsdestoweniger findet die pejorisierende Fehllektüre der Ortsfremden eine konsequente Fortsetzung bei der Betrachtung der unreinlichen Bewohner Hohenstocks, die sie allesamt »für Bettler hielten. Nein, sagte der Eh-

¹ Berthold und Anna konstatieren, »daß ihnen der Bau gar seltsam verwirrt schein, die Gebäude lägen in allerlei spitzen Winkeln, selbst in Krümmungen an einander, wie Kinder in ihren Spielen zu bauen pflegen.« Achim von Arnim: *Die Kronenwächter – Werke in sechs Bänden*. Bd. 2. Hrsg. von Paul Michael Lützel. Frankfurt a. M.: Deutscher Klassiker Verlag 1989, S. 262. Im folgenden abgekürzt mit KW und entsprechender Seitenzahl. Grünewald stellt beim ersten Anblick Hohenstocks fest: »Und was ist das für ein Schwalbennest in der Mitte, sieht aus wie eine gebrochene Kinnlade mit schwarzen Zähnen, da möchte ich nicht begraben sein« (*Kronenwächter*, S. 261).

² »Das Jahr ist uns eine Tat, die uns von Beginnen bis zum Schluß unter Arbeit und Festen an sich fesselt, als gehörten wir notwendig zur Welt, ja wir fühlen uns Mitschöpfer und Mitgeschaffene zugleich« (*Kronenwächter*, S. 273).

³ »Der Turm eines Wohnhauses [...] war ein einförmiger Rundbau, zum Teil gnädig von Epheu verdeckt, mit kleinen Fenstern, die jetzt in der Sonne aufstrahlten – etwas Irrsinniges hatte das – und einem söllerartigen Abschluß, dessen Mauerzinnen unsicher, unregelmäßig, brüchig wie von ängstlicher Kinderhand gezeichnet sich in den blauen Himmel zackten. Es war wie wenn irgendein trübsinniger Hausbewohner, der gerechter Weise im entlegensten Zimmer des Hauses sich hätte eingesperrt halten sollen, das Dach durchbrochen und sich erhoben hätte, um sich der Welt zu zeigen.« (*Das Schloß*, S. 13) *Das Schloß* wird zitiert nach: Franz Kafka: *Gesammelte Werke*. Hrsg. von Max Brod. Taschenbuchausgabe in sieben Bänden. Frankfurt a. M.: S. Fischer 1976, Bd. 3.

⁴ Bei Kafka gewinnt das Defizitäre bereits eine komplexe psychische Dimension; vgl. das Folgende.

⁵ Die Schönheit und Regelmäßigkeit des Gesamtbaus Hohenstock wird dabei seiner Funktionalität aufgeopfert: »Das ganze Schloß sei von geheimen Gängen durchzogen, diesen sei alle Schönheit und Regelmäßigkeit aufgeopfert, das habe er endlich durch seine Kenntnis vom Bauwesen herausgebracht« (*Kronenwächter*, S. 267).

renhalt, das sind in ihrer Art sehr reiche Leute, aber sie gehen gern bequem in ihren Kleidern und mögen sich ihr gutes Zeug nicht verderben; die haben mehr aufs Brot zu schmieren, als eure Federhänse in der Stadt, die sich vor Gott mit dem Sprichwort rechtfertigen: ein jeder sieht den Kragen und keiner in den Magen.« (*Kronenwächter*, S. 262) Dagegen bedienen sich die Beschreibungen der Kronenburg⁶ als (nur noch in Erzählungen) präsenter Ort einer augenfälligen Paradiesmetaphorik, die den ersten Impressionen von der Burg Hohenstock offensichtlich entgegengesetzt ist:

Die beschneiten Wipfel hinter ihm wie Paradiesesmauern: Alpenrosen und Berghimian blühten neben ihm, ein freudiger, wundervoller Teppich, wie er [Bertholds Vater] ihn oft in seiner Weberei ersonnen und doch nicht ganz erreicht hatte [...]« (*Kronenwächter*, S. 80); »da sangen die Vögel in ewigem, sichern Frieden und die Blumen schienen keinen Winter zu kennen, die Erde schuf sie in einer Fülle der Kraft, [...] wie nirgends sonst« (*Kronenwächter*, S. 82).

Bereits wenn Berthold angesichts der familiären Stammburg überraschend gestehen muß,⁷ »so seltsam dies Völkchen sei, so stehe doch jeder fest auf seinen Füßen und wisse seine Bahn« (*Kronenwächter*, S. 267), wird allerdings deutlich, daß der Text die auf den ersten Blick idealtypische Opposition der irdisch-schmutzigen und zeitlos-schönen Burgen in einem ambivalenten Spannungsgefüge dekonstruiert. Die Makellosigkeit der Kronenburg erweist sich als doppeldeutig und erhält als »Menschenwerk« eine omnipotent-diktatorische Konnotation, etwa wenn Bertholds Vater ihren »gewaltsamen Anblick erlebt, die Sonne schien dienstbar dem Menschenwerke« (*Kronenwächter*, S. 81). Mit ihrer märchenhaften Erscheinung verbindet sich dementsprechend Mord und terroristische Unterdrückung; auch die Krone ist nicht von dieser Mehrdeutigkeit ausgenommen, da sie zum Anlaß von Intrigen, Betrug und schließlich auch Totschlag wird.⁸ Ihre unbe-

⁶ »Sei es personal-szenisch, sei es im Erzählerbericht«. Heinz Vilmar Geppert: Achim von Arnims Romanfragment „Die Kronenwächter“. Tübingen: Niemeyer 1979, S. 57.

⁷ Nach der ausführlichen Schilderung der rauen Sitten überrascht diese plötzliche Affinität des schöngestigen und feinsinnigen Bertholds zu dem alten Stammsitz, an dessen Fertigstellung – so wird die ambivalente, schäbig-bedeutungsvolle Konzeption und Umsetzung des Baus mythologisch konsequent fundiert – niemand geringerer als der Teufel beteiligt sein soll: »Seht, fuhr der Ehrenhalt mit Behagen fort, so etwas habt ihr weder in Weiblingen noch in Augsburg gesehen [...] Aber das denkt euch einmal, was bei dem wildesten Gewässer, beim dichtesten Walde, bei dem höchsten Berggipfel nicht gedacht werden kann, so lange die Erde steht, ging nie ein Menschenfuß über diese Fläche, als nur auf dem einzigen Wege, auf dem Damme, den der Teufel erbauen half, aber freilich zur Mitgabe Zank und Streit in dieses Geschlecht pflanzte, indem solche wunderbare Liebe für diesen wunderbarsten Fleck der Erde entstand, daß jeder ihn allein und einzig zu besitzen trachtete. – Ja, es ist seltsam, sprach Berthold, nun ich auf längere Zeit von dem wunderbaren Schlosse Abschied nehme, quält es mich recht innig, daß ich nicht zum ausschließlichen Besitz desselben kommen kann, ich möchte dem Rappolt seinen Anteil mit meinem Hause abtauschen, geht das wohl?« (*Kronenwächter*, S. 272f) Auch Anton wehrt Annas aggressives Verdikt (Anna resümiert ihre Ansicht über Hohenstock folgendermaßen: »Gott sei jedem gnädig, der da zu hausen gezwungen ist.«, *Kronenwächter*, S. 283) über Hohenstock mit Bestimmtheit ab: »Da erlebte ich frohe Tage, antwortete Anton« (*Kronenwächter*, S. 283).

⁸ Die Krone selbst wird – konträr zu der ästhetisch Perfektion der Kronenburg – als ein »schlechte[r], goldne[r] Reifen über einen eisernen Ring geschmiedet« (*Kronenwächter*, S. 82) beschrieben; in dieser ästhetischen Bedürftigkeit schwingt eine gralsähnliche Bedeutsamkeit mit, so daß die implizierte Würdigkeit verbunden mit der phänotypischen Minder-

strittene Schönheit⁹ wird – mit Blick auf ihre bedrohlichen Bewohnern –, den »grausamen Kronenwächter« (so Anton: Kronenwächter, S. 287), geradezu beiläufig präsentiert.¹⁰ Zugleich nimmt sich das natürliche vom Jahreslauf getragene Leben wenig erstrebenswert aus, da es in seiner grobschlüchtig-sinnlichen Erdverhaftung gleichzeitig eine kindliche Unmündigkeit impliziert. Diese doppelte Ambiguisierung löst die zunächst ästhetisch fundierte Polarität zwischen Kronenburg und Hohenstock auf und produziert eine ambivalente Textaxiologie.

Die Kronenburg gehört in ihrer störrischen Metaphorizität nichtsdestoweniger zu den zentralen Motiven des Textes, indem sie als beständiger Referenzpunkt und als materielle Verdichtung der Zielkonzeption der Kronenwächter fungiert. Insofern erweist sie sich als komplexes Raumsymbol, das als utopisch überformter Ausgangs- und Fluchtpunkt des Kronenmythos zwar sabotiert wird, zugleich aber als ein in seiner ästhetischen Evidenz unantastbarer, irdisch-unirdischer Doppelort verbindlich bleibt. Er erscheint im Text so eng an die Bestrebungen der Kronenwächter gekoppelt, daß zwar die Burg als Ort erreichbar ist, die mit ihm verbundenen Ziele jedoch in den Status der Unerreichbarkeit verschoben werden; dabei richtet sich der Text im besonderen Maße gegen die erzwungene Wiederherstellung einstiger Macht. Die Steuerbarkeit, die Machbarkeit von Geschichte wird –

wertigkeit die Krone ebenfalls als zweideutig erscheinen läßt; damit korrespondiert die ambivalente Rolle der Krone als Gegenstand der Begierde; sie ist für den Text handlungskonstitutiv, da der Tod von Bertholds Vater und der Raub Bertholds unmittelbar mit ihr zusammenhängt: Ihre problematische Involvierung in dramatisch-tragische Situationen wird bereits früh deutlich, wenn Bertholds Vater, der »den Auftrag meines Vaters, die lang bewahrte Krone der Hohenstaufen zu rauben und durch deren Überlieferung seine Versöhnung mit dem Kaiser zu machen, [...] erfüllt habe« (*Kronenwächter*, S. 77), beim Diebstahl mit der »scheinbaren« Wahl konfrontiert wird, »entweder die Krone, oder das Kind in die Wasserflut zu stürzen, wenn er nicht mit beiden niederfallen wollte. Daß er aber das Kind herabschleuderte, war nicht seine Wahl, wie er mir oft geschworen, sondern es geschah, ehe er wählte.« (*Kronenwächter*, S. 83)

⁹ Ihre ästhetische Komponente ist dabei in den jeweiligen Berichten mehr oder weniger stark akzentuiert, bleibt aber für den Rezipienten der Erzählungen immer präsent, auch wenn sie für Anton sekundär erscheint: »Ich war in der Kronenburg, wer könnte sie euch beschreiben! Aber alle ihre Wunder erfreuten mich wenig« (*Kronenwächter*, S. 284); Berthold hört aus dritter Hand die ambivalente, aber ästhetisch anerkennende Beschreibung der Kronenburg, die seine Mutter ihm von seinem Vater übermittelt: »die Sonne [...] blendete seine Blicke, die über tausend Wunder, wie über Traumbilder ungläubig hinirren! Die beschneiten Wipfel hinter ihm wie Paradiesmauern [...] Über dem Wasser schien er zu schweben und ohne Hoffnung an dem glatten Felsen niederzugleiten, der gerundet ihm die Gefahr versteckt hatte [...] und schon zwischen Himmel und Wasser schwebte [...] und in der Mitte dieses Wellenschaums stand fast wie der Schatten eines Schlosses ein siebentürmiges, eckiges Schloß, das in seinen Türmen völlig durchsichtig und von Glasstücken erbaut schien, da jeder der Türme einen bunten Regenbogen auf die entfernte, schwarze Wasserfläche der Bucht und die schwarzen Felsen warf.« (*Kronenwächter*, S. 80f.)

¹⁰ Nur Grünewald hat eine neutrale, tendenziell positiv eingefärbte Erinnerung an die Kronenburg, die aber von seinem Gesprächspartner Anton warnend relativiert wird: »Wenn ich so ein Glas zu viel getrunken habe, sagte er [Grünewald] endlich, da kommt es mir immer vor, als ob ich ein Kaisersohn und einst in einem gläsernen Schlosse bei einem Löwen gewohnt habe, doch will mir das kein Mensch glauben. – Ich glaube es euch wohl, sagte Anton, aber seid froh, daß ihr aus dem Neste fortgekommen seid [...] das Schloß hätte in Stücke gehen und ihr drein treten können« (*Kronenwächter*, S. 236f.)

kurz nach Aufkommen dieser Vorstellung – grundlegend zugunsten einer transzendent-christlichen Jenseitsposition in Frage gestellt. Indem die Geschichte auf Gott zurückgebunden wird und auf diese Weise nicht als sich selbst bedingender, sondern als heteronomer Prozeß gedacht wird, entzieht sie sich hier nicht nur als Reflexionsbegriff, sondern auch als Aktionsbegriff, in dessen Horizont »die Spätfolgen des eigenen Handelns voraussagbar«¹¹ erscheinen. Mit der Verstehbarkeit der »äußerlichen« Geschichte negiert Arnim auf diese Weise zugleich auch ihre Verfügbarkeit, die in den göttlichen Zuständigkeitsbereich verschoben wird. Die Geschehnisse auf der Handlungsebene dokumentieren mit dem Scheitern der politischen und privaten Pläne nachdrücklich die für das Einzelindividuum schwer nachvollziehbare Kontingenz der »äußeren« Geschehnisse. Die Fehllektüren und Deutungsdefizite werden literarisch-performativ auf den fiktiven Leser der *Kronenwächter* und seine vorgängigen Leseerwartungen projiziert.

Die dekonstruierte Polarität von Hohenstock und Kronenburg findet sich auch in Kafkas Schloßkonzeption, wobei das Schloß als ubiquitäre Text-»Kulisse« die ambivalenten Kodierungen einerseits auf verschiedenen, miteinander konfligierenden Textebenen, andererseits in seinem irisierenden Verhältnis zum Dorf erzeugt. »Zwischen den Bauern und dem Schloß ist kein großer Unterschied« (*Das Schloß*, S. 14) informiert der Lehrer K. bei ihrer ersten Begegnung. Später konstatiert K. über die Behörden: »Nirgends noch hatte K. Amt und Leben so verflochten gesehen wie hier, so verflochten, daß es manchmal scheinen konnte, Amt und Leben hätten ihre Plätze gewechselt.« (*Das Schloß*, S. 59) Die enge Verknüpfung zwischen Dorf und Schloß registriert K. als eine amtliche, die vor allem den Machtaspekt des Schlosses als bürokratisierte Behörde verkörpert. Zugleich schreiben sich in diese Dorf-Schloß-Einheit andere Sichtweisen des Schlosses ein, aus deren perspektivischer Überformung die zielgerichtete Erwartungshaltung K.s ablesbar werden: So wie die Bürokratie und das dörfliche Leben als Kampfsphäre wahrgenommen werden, so wird das Schloß selbst zum ambivalenten Signum eines nur noch in seinem inhaltlich unspezifizierten Zielfokus offengelegten Vorhabens; als Ziel und Opponent zugleich verfügt das Schloß über äußerst divergente Erscheinungsformen. Auf der Interferenz zwischen seiner durch Abwesenheit angedeuteten Anwesenheit,¹² Anziehung, Abweisung und Abstoßung, Affinität zum Schloß und Bindungsangst, Verlorenheit und Freiheitsdrang gründet sich das Spannungsfeld des *Schlosses*¹³ und verweigert sich als Textsymbol ebenso einer statischen Axiologie wie die Kronenburg oder Hohenstock in den *Kronenwächtern*: Seine

¹¹ Reinhart Koselleck: Über die Verfügbarkeit von Geschichte. In: Koselleck: *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*. 3. Aufl. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1995. S. 260–277, hier S. 269.

¹² »Das Schloß dort oben, merkwürdig dunkel schon, das K. heute noch zu erreichen gehofft hatte, entfernte sich wieder. Als sollte ihm aber zum vorläufigen Abschied ein Zeichen gegeben werden, erklang dort ein Glockenton, fröhlich beschwingt, eine Glocke, die wenigstens einen Augenblick lang das Herz erbeben ließ, so als drohe ihm – denn auch schmerzlich war der Klang – die Erfüllung dessen, wonach er sich unsicher sehnte.« (*Das Schloß*, S. 20)

¹³ »Wenn K. das Schloß ansah, so war ihm manchmal, als beobachte er jemanden, der ruhig dasitzte und vor sich hinsehe, nicht etwa in Gedanken verloren und dadurch gegen alles abgeschlossen, sondern frei und unbekümmert, so als sei er allein und niemand beobachte ihn, und doch mußte er merken, daß es beobachtet wurde, aber es rührte ihn nicht im geringsten an seine Ruhe, und wirklich – man wußte nicht, war es Ursache oder Folge –, die Blicke des Beobachters konnten sich nicht festhalten und glitten ab.« (*Das Schloß*, S. 96)

sich ständig verschiebende Funktion entzieht es menschlicher Bewertbarkeit und damit auch der plangerechten Beherrschbarkeit.

Dementsprechend findet sich in beiden Texten ein konzeptionell entscheidendes Mißverstehen auf der Figurenebene: Genau wie Berthold unfähig wird, den eigenen Lebenslauf (vor der Folie der Zeit und der ihn umgebenden Gesellschaft) zu deuten und angemessen zu handeln, wird im *Schloß* K.s Aktions- und Kommunikationsfähigkeit problematisiert: Jede Unterhaltung K.s gerät mithin in einen *circulus vitiosus* des Interpretierens und Widerlegens, in dem – schon auf Gesprächsebene – der mögliche Durchbruch des Verstehens eingefroren wird. Die relative, durch Gespräche konstituierte Objektivität sorgt dafür, daß das umkreiste Ziel eben nicht per se als beliebige füllbare Zielkonstellation erscheint: Die gehäuften Fehlkommunikationen und Mißverständnisse werden zum Zeichen für die fehlende Verstehbarkeit der Mitwelt und zugleich zum Beleg für ein textliches Verfahren, das es im folgenden genauer zu beschreiben gilt.

Indem sowohl das *Schloß* als auch die *Kronenwächter* die Unlesbarkeit und damit auch fehlende Steuerbarkeit der jeweiligen Welt ihrer beiden Protagonisten vorführen, legen sie – in jeweils unterschiedlicher Weise – eine dualistisch konzipierte Ausgangslage zugrunde. Das jeweilige Ziel des Textes wird auf eine Sphäre außerhalb des »diesseitigen« Aktionsbereich verwiesen und die Transgression zwischen den beiden Polen auf sehr divergente Weise als möglich oder unmöglich inszeniert. Dabei fällt zunächst auf, daß sich beide Texte unterschiedlicher Zeitvorstellungen bedienen, die schließlich – obwohl sie der ästhetischen Präsentation und ihrer paradoxen Gratwanderung eine ähnliche existentielle Rolle einräumen – einer unterschiedlichen Zuspitzung der implizierten Textutopie bzw. -dystopie dienen.

2. Transgressions- und Zeitmodelle

Die Vorstellung, die K. mit dem Schloß verbindet, schließt in ihrer Komplexität – ähnlich wie die konkreten, innerweltlichen Utopien in den *Kronenwächtern* – auch ihre Unerfüllbarkeit ein, die Kafka in seinen Oktavheften aphoristisch verdichtet: »Es gibt zwar ein Ziel, aber keinen Weg; was wir Weg nennen, ist Zögern.«¹⁴ Damit ist implizit ein Zeitbegriff eingeführt, der an Arnims resignierte Demontage des zeitgenössisch affinierten Entwicklungskonzeptes anknüpft, dessen christlich-eschatologische Fundierung sich allerdings in entscheidender Weise auflöst; wenn Arnim in seinen *Kronenwächtern* noch auf ein ex negativo erkennbares Bildungskonzept zurückgreift, gelten seine Zweifel doch vor allem der historischen Verfügbarkeit von individueller und allgemeiner Geschichte. Verbindlich tritt an ihre Stelle der Erlösungsglaube, dessen chronologische Eigentümlichkeit Kafka mit den Worten: »Nur unser Zeitbegriff läßt uns das Jüngste Gericht so nennen, eigentlich ist es ein Standrecht« (*Oktavhefte*, S. 65) grundsätzlich in Frage stellt: »Die Vertreibung aus dem Paradies ist in ihrem Hauptteil ewig: [...] die Ewigkeit des Vorganges aber (oder zeitlich ausgedrückt: die ewige Wiederholung

¹⁴ Kafka: Die acht Oktavhefte. – In: Franz Kafka: Gesammelte Werke. Hrsg. von Max Brod. Taschenbuchausgabe in sieben Bänden. Frankfurt a. M.: S. Fischer 1976, Bd. 6, S. 61; künftig als *Oktavhefte* zitiert.

des Vorgangs) macht es trotzdem möglich, daß wir nicht nur dauernd im Paradiese bleiben könnten, sondern tatsächlich dort dauernd sind, gleichgültig ob wir es wissen oder nicht.« (ebenda, S. 69) Innerhalb dieser Reflexionen wird der historische Zeitbegriff des Nacheinanders durch eine spezifische Synchronizität ersetzt: »Das ist der Zeitbegriff der ›Heilsgeschichte‹, die sich immer vollzieht. Der entscheidende Augenblick ist immerwährend, er vollzieht sich immer wieder.«¹⁵

So wie sich aus Arnims Überlegungen die historische Einsicht ergibt, daß eine diesseitige Steuerbarkeit der Welt letztlich nur bedingt in spezifischen historischen Koordinaten denkbar ist, so zieht Kafka die philosophische Konsequenz, daß Rettung zwar jederzeit möglich ist, zugleich aber eben nicht erfolgt: Die postulierte synchronisierte Anwesenheit und Abwesenheit des Menschen im »Paradies« nach dem Sündenfall schafft eine Sphäre der widerrufenen Potentialität, die das Leben als logisches Paradox ausweist. In dem bei Kafka unvermittelbaren Aufeinanderprall transzendent geistiger und sinnlich-immanenter Positionen wird ein Dualismus wirksam,¹⁶ der auch das *Schloß* trägt: Die Welt der Lüge und Sinnlichkeit erweist sich dabei als *noch* nicht kompensierte Folge des Sündenfalls.¹⁷ Der Baum des Lebens trennt Gott – so Kafka – von den Menschen, so wie die Frucht des Erkenntnisbaumes die Menschen von Gott trennte: »Die Menschen starben nicht, sondern wurden sterblich, sie wurden nicht Gott gleich, aber sie erhielten *eine unentbehrliche Fähigkeit, es zu werden.*« (*Oktavhefte*, S. 75, Hervorhebung von mir.)

In dieser – widersprüchlichen – Weise wiederum dynamisch konzipierten Zeitlichkeit liegt die Rettung, die Aussicht auf den Baum des Lebens und zugleich der Fluch, der alle Sinnlichkeit zu Insignien des schmutzigen Verfalls stempelt. So kann der perpetuierte Sündenfall, der ewig den Moment der Erkenntnis reproduziert, nicht rückgängig gemacht, sondern nur überboten werden.¹⁸ Vom Baum des Lebens, heißt es dementsprechend, haben die Menschen »noch nicht« (ebenda, S. 74) gegessen.¹⁹ Die ostentative Entwicklungsstruktur, in der die Menschenge

¹⁵ Hans Dieter Zimmermann: Der babylonische Dolmetscher. Zu Franz Kafka und Robert Walser. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1985 (edition suhrkamp. 1316), S. 231.

¹⁶ Walter H. Sokel: Zwischen Gnosis und Jehova. Zur Religions-Problematik Franz Kafkas. In: Franz-Kafka-Symposium 1983. Akademie der Wissenschaften und der Literatur zu Mainz. Hrsg. von Wilhelm Emrich und Bernd Goldmann. Mainz: Hase & Koehler 1985, S. 37–79, hier S. 57.

¹⁷ Der sündhafte Mensch verharrt im Sinnlichen in der Erkenntnis des Guten im Bösen und muß die Steigerung des Bösen als Voraussetzung der Erlösung verstehen: »Das Gute ist in dieser Hinsicht trostlos.« Vgl. dazu das Folgende.

¹⁸ »Aber das Geschehen kann nicht rückgängig gemacht, sondern nur getrübt werden.« (*Oktavhefte*, S. 76)

¹⁹ Hier fällt zudem die Nähe zu Kleist auf, der *Über das Marionettentheater* auf, in dem der Erzähler vermerkt: »Mithin, sagte ich ein wenig zerstreut, müßten wir wieder von dem Baum der Erkenntnis essen, um in den Stand der Unschuld zurückzufallen?« Heinrich von Kleist: Sämtliche Werke und Briefe. Hrsg. von Helmut Sembner. 8. Aufl. Bd. 1–2. München 1985, Bd. 2, S. 345. In diesem Sinne argumentiert Kafka hier nicht konsequent im Rahmen eines triadischen Prinzips, in dem der Mensch »als getrennt von seinem naturhaften Ursprung gesehen, und zugleich außerstande, den letzten Schritt zu vollenden und sozusagen das Paradies durch die Hintertür wieder zu betreten [...] Da sich, projiziert auf die Kreisstruktur, die Gegenpole von fehlendem und völligem Bewußtsein als eine Einheit von Gegensätzen darbieten müssen, bemühte sich Kafka um beinahe Unmögliches: die Kongruenz des Positiven,

schichte als »Sekunde zwischen zwei Schritten eines Wanderers« (ebenda S. 54) verstanden werden kann, wird konstatiert und zugleich ausgehebelt: »Von einem gewissen Punkt an gibt es keine Rückkehr mehr.« Diesen Punkt der Irreversibilität, der den zwangsläufig immer verspäteten Messias antizipiert und damit gleichzeitig überflüssig macht, gilt es zu erreichen« (ebenda, S. 54). Ebenso wie der Moment der Paradiesvertreibung ewig ist, verharret der entscheidende Augenblick der menschlichen Entwicklung im Potentiellen, denn er »ist immerwährend« (ebenda, S. 54).

Anders als bei Arnims eschatologischer Zeitstruktur kann bei Kafka »dem Diesseits [...] nicht ein Jenseits folgen, denn das Jenseits ist ewig, kann also mit dem Diesseits nicht in zeitlicher Berührung stehn.« (ebenda, S. 69) Der Mensch strebt im Zeitlichen permanent auf das Ewige hin, er ist in der als sündhaft interpretierten Immanenz auf eine Transzendenz (als holistische Wahrheit) verwiesen, die sich ihm beharrlich entzieht. Jede Entwicklung ist notwendig und bleibt zugleich nur Postulat: »Die Tatsache, daß es nichts anderes gibt als eine geistige Welt, nimmt uns die Hoffnung und gibt uns die Gewißheit.« (ebenda, S. 35) Diese dezidierte Trennung in eine geistige und sinnliche Welt eliminiert nun aber keineswegs die Möglichkeit, die Demarkationslinie zwischen beiden tatsächlich zu passieren, wie die elliptische Reflexion: »Christus, Augenblick« (ebenda, S. 82) andeutet.

In dieser Konstellation werden die Binaritäten zwischen Sinnlichkeit und Geistigkeit zusätzlich von dem philosophischen Konzept des *ordo inversus* flankiert, wenn »Kafka das Dasein und seinen modus, das Denken, wie Hölderlin als Ergebnis einer Teilung des ursprünglichen Seins, als *Urteil*«²⁰ deutet: Novalis, von dem der Terminus *ordo inversus* stammt, entwickelt aus der von ihm als ungenügend empfundenen Fichteschen Lösung des reflexiven Paradoxes in Form des »Sich-Setzens« die Vorstellung von einem »Selbstgefühl«²¹ als »Gesetztsein durch ein Nichtsetzen«.²²

Das ursprüngliche Sein bzw. Wahrheit kann auf diese Weise zwar nicht Gegenstand thetischer Reflexion,²³ aber nichtsdestoweniger dargestellt werden, indem

des verlassenen Ursprungs, und des Negativen als der Reflexion in seiner vollkommensten und dadurch auch wieder positiven Form.« Ralf R. Nicolai: Zwischen Ursprung und Utopie: Die thematische Einheit in Kafkas fiktionalen Texten. In: Karl Erich Grönzinger, Stéphan Mosès und Hans Dieter Zimmermann (Hrsg.): Franz Kafka und das Judentum. Frankfurt a. M.: Jüdischer Verl. bei Athenäum 1987, S. 161–177, S. 163f.

²⁰ Manfred Frank und Gerhard Kurz: *Ordo inversus*. Zu einer Reflexionsfigur bei Novalis, Hölderlin, Kleist und Kafka. In: Geist und Zeichen. Festschrift für Arthur Henkel. Hrsg. von Herbert Anton, Bernhard Gajek und Peter Pfaff. Heidelberg 1977, S. 75–97, S. 94.

²¹ Novalis: Das philosophische Werk I – Schriften. Die Werke Friedrich von Hardenbergs. Hrsg. von Paul Kluckhohn und Richard Samuel. Bd. 2. Hrsg. von Richard Samuel in Zusammenarbeit mit Hans-Joachim Mähl und Gerhard Schulz. Stuttgart: Kohlhammer 1965, S. 113.

²² Ebenda, S. 125.

²³ Philosophieren beginnt insofern »mit seinem Resultat: ihm kommt es in keiner Weise zuvor [...]: als ein sich selbst nicht thematisierendes Bewußtsein, d. h. als »Nichtwissen« (105), müßte das »reine Gefühl« so lange blind bleiben, bis es reflektiert wird. Sobald dies geschieht, verfällt es aber zu einem Reflex jener reinen Inständigkeit des »Zustands«; dessen Identität-nur-mit-sich verwandelt sich im Blick eines sie Reflektierenden zu einer »relativen«, d.h. zu einer auf Differenz bezogenen Identität: »Das Wesen der Identität läßt sich nur in einem Scheinsatz aufstellen. Wir verlassen das Identische um es darzustellen« (104). Daß der

das Identische verlassen wird.²⁴ Kafka formuliert mit Blick auf die Wahrheit analog zu dieser Struktur: »Es gibt nur zweierlei: Wahrheit und Lüge. Wahrheit ist unteilbar, kann sich also selbst nicht erkennen; wer sie erkennen will, muß Lüge sein.« (*Oktavhefte*, S. 73)

In ähnlicher Form verfährt der *ordo inversus* als *Darstellungspraxis* in einer spezifischen Zirkelbewegung. Gerhard Kurz führt den Rückgriff Kafkas auf diese Denkfigur auf den Paradigmenwechsel im ausgehenden 19. Jahrhundert zurück, der die »ins Bodenlose führende Frage [...] nach dem Subjekt in seiner Objektivität« durch die Frage nach dem »Subjekt in seiner Subjektivität«²⁵ ersetzt. Über diese fraglos plausible inhaltliche Zuspitzung der Kafkaschen Texte hinaus lassen sich (wie die dualistischen Konzeptionen bereits deutlich machen) allerdings auch noch andere Anleihen Kafkas feststellen, über deren Gegensätzlichkeit und deren anachronistischer Vermischung unterschiedlicher Zeitvorstellungen sich ein weit aus komplexeres Spannungsfeld konturiert. Der *ordo inversus* wird dementsprechend im folgenden auch noch als ästhetische Technik (abseits der Frage nach der Darstellbarkeit des Absoluten im Kontext eines zirkulären Reflexionsmodells) in der Blick genommen werden müssen, die als romantisierende »Wechselerhöhung und Erniedrigung« den »urspr[ünglichen] Sinn«²⁶ »wiederzufinden« bestrebt ist.

3. Die Funktion der Kunst

Wenn auch Kafkas Zeitkonzept eine komplexere Anlage aufweist als Arnims letztlich chronologisch zu durchschreitende Entgegensetzung von Diesseits und Jenseits, so teilt er mit Arnim die Einschätzung über die Funktion der Kunst in einer dualistisch partialisierten Welt.

Schein gleichwohl als ›Zeichen‹ auf das immediat irrepräsentable ›Seyn‹ hin überschritten werden kann, ist denkbar, wenn die Reflexion das ›Nichtseyen‹ sich selbst zuschreibt (104). Das kann sie nur, wenn sie in einem zweiten Schritt sich selbst reflektiert und das ›Geschehen‹ der Darstellung als eine nur scheinbare Herstellung dessen durchschaut, was schon Ist- (104, Z. 8/9.) [...] Die vollständige, durch Selbstnegation des Scheins oder der Reflexion korrigierte Offenbarung kann darum paradox als ›Resultat des Resultats‹ (107, Z. 14) bezeichnet werden: Von der je schon geschehenen Uroffenbarung im Gefühl (›Resultat‹) auf sich selbst als Thematisierung derselben sich zurückbiegend, negiert die Reflexion jene Verkehrung und stellt die Wahrheit negativ als ein Resultat her, das auf das erste Resultat scheinbar paradox als auf seine tatsächliche ›Voraussetzung‹ aufbaut. [...] Erst die Selbstzerstörung des Denkens vermöchte in einem Akt wissenden Nichtwissens auf Wahrheit sich wieder einzustellen.« Frank; Kurz, *Ordo inversus*, S. 77f. (Die Zahlen in Klammern beziehen sich auf Novalis: *Das philosophische Werk*.)

²⁴ »Die ›erste Reflexion‹ (115) verwandelt nämlich das zuständige Sein, dem das reine Gefühl innewohnt als Form desselben, in Schein, schaut ihn aber in Realität an. Die zweite Reflexion als ›die Form des Nichtseyns‹ (181) stellt das ursprüngliche Verhältnis aber dadurch wieder her, daß sie, was ihre Realität zu sein schien, abermals negiert und so auf das ursprüngliche ›Seyn‹ hin überschreitet.« Frank; Kurz, *Ordo inversus*, S. 77f. (Die Zahlen in Klammern beziehen sich auf Novalis: *Das philosophische Werk*.)

²⁵ Frank, Kurz: *Ordo inversus*, S. 92.

²⁶ Novalis: *Das philosophische Werk I*, S. 545.

Die »geistige Welt« ist bei Arnim der alltäglichen, jeweils zeitgenössischen Umwelt übergeordnet und zugleich ewig;²⁷ deshalb vollzieht sich im Prozeß der Entäußerung in den menschlichen Werken ein Kontaminationsprozeß, der das Unvergängliche dem Vergänglichen einschreibt.²⁸ Wenn das absolute Geistige in den »Werken des Geistes« nicht vollständig eingeholt werden kann, verweist die vergängliche Dichtung »als Zeichen der Ewigkeit«, die in diesem Sinne »kein Wille vernichten könne« (*Kronenwächter*, S. 12), nichtsdestoweniger auf das Absolute:

Nur das Geistige können wir ganz verstehen und wo es sich verkörpert, da verdunkelt es sich auch. Wäre dem Geist die Schule der Erde überflüssig, warum wäre er ihr verkörpert, wäre aber das Geistige je ganz irdisch geworden, wer könnte ohne Verzweiflung von der Erde scheiden. (*Kronenwächter*, S. 13, Hervorhebung von mir)

Die historischen Ereignisse können »mit ihrer Äußerlichkeit den Geist [nie] ganz erfüllen« (*Kronenwächter*, S. 13). Als verstehbar erweisen sich nur – immer im Kontext des Vermittlerkonzeptes gedacht – »unsere Treue und Liebe in ihnen« (*Kronenwächter*, S. 13): Damit ist die sinnvolle Wahrnehmung und Applikation der göttlich gelenkten Geschehnisse der Erde erneut an deren Rezipienten zurückgebunden, dem neben der gewichtigen *bedeutungskonstitutiven* Auslegungshoheit der Ereignisse nun eine primär »erleidende« Position in der Welt zukommt, d.h. dem statt Aktion nur noch deutend-überformende Reaktion zu Teil werden kann. Sowohl Arnim als auch Kafka verstehen die Dichtung bzw. die Kunst in diesem Sinne als den entscheidenden Wahrheitstransmitter, der die komplexen, sich der »objektiven« Versprachlichung entziehenden Prozesse und Zustände für diese Welt (irdisch kontaminiert) einfangen oder zumindest in sie hinein spiegeln kann; insofern begreift Kafka die Kunst als ein Medium, das die Wahrheit buchstäblich reflektiert: »Unsere Kunst ist ein von der Wahrheit Geblendet-Sein: Das Licht auf dem zurückweichenden Fratzensgesicht ist wahr, sonst nichts.« (*Oktavhefte*, S. 35): Die Kunst fliegt in diesem Sinne »um die Wahrheit, aber mit der entschiedenen Absicht, sich nicht zu verbrennen. Ihre Fähigkeit besteht darin, in der dunklen Leere einen Ort zu finden, wo der Strahl des Lichts, ohne daß dies vorher zu erkennen gewesen wäre, kräftig aufgefangen werden kann.« (Ebenda, S. 77)

Bei beiden Autoren beansprucht die Kunst in diesem Sinne eine besondere Beziehung zur perspektivisch kontaminierten (Kafka) oder perspektivisch erst evozierten (Arnim) »Wahrheit«, deren Präsentationsmodus in den Texten es im folgenden zu untersuchen gilt.

²⁷ Die Vorstellung der Unverlierbarkeit des Geistes (ob entäußert oder verschwiegen), dessen schaffende Kräfte der Zeit vergessen, »die immer nur Weniges zu lieben versteht, alles aber fürchten lernt und mit Ängstlichkeit dingt, was mitteilbar sei, oder was verschwiegen bleiben müsse« (*Kronenwächter*, S. 12), ist seit Arnims *Wunderhorn*-Aufsatz *Von Volksliedern* geläufig.

²⁸ Arnim unterstellt ihnen – als Mischprodukte von zeitlosem Geist und zeitbedingtem Vergänglichen (bzw. – wie Neuhold den Widerspruch faßt und auflöst – als Gehalt und Form, Neuhold: *Kunsttheorie*, S. 119f.) – einen geringeren Reinheitsgrad als dem Ungesagten, das dem Geist noch immanent ist, ohne dabei seine »vergänglichen Werke« disqualifizieren zu wollen.

4. Die poetische Darstellung des Undarstellbaren: Ästhetische Utopie und inhaltliche Dystopie

Mit seiner dualistisch-jenseitigen Konzeption reagiert Arnim auf seine durch die historische Entwicklung enttäuschten Hoffnungen und schildert in einem immer noch intensiven Gott- und Kunstvertrauen das Scheitern allzu ambitionierter (zeit- und gottentfremdeter) Steuerungsversuche. Die utopische Stoßrichtung des Textes liegt dabei nicht mehr im Inhalt, sondern in der performativen Umsetzung, der Kunst. Für die spezifische ästhetische Utopie, die der Text formuliert, steht weniger das konkrete Personal der Handlungsebene ein, das nur phasenweise zum Sprachrohr der textstrategischen Kunstauffassung wird, sondern die paratextlichen (in der Einleitung) bzw. auktorialen Reflexionen, die verschiedene Positionen der erzählten Figuren bestätigen und andere als zweifelhaft erscheinen lassen. Der Text ist damit selbst als autoreferentielle Annäherung bzw. als Beleg für die beschriebene und eingeforderte Utopie des Ästhetischen zu lesen, die in der Schaffens- und Leseanweisung der Einleitung gefordert wird. Diese Utopie des Ästhetischen beansprucht in ihrer neuen Konzentration auf ein jeweils individuelles Problem-Management nur noch eine sehr reduzierte politische Wirkungsmächtigkeit; indem sie die Bedeutung der Kunst für das Verständnis des Alltags und der historischen Welt exponiert, wird sie im Rahmen einer nur noch partiell lesbaren und steuerbaren Welt selbstreflexiv. Eine textlich vorgedachte und exemplarisch inszenierte gesellschaftliche Umstrukturierung gerät geradezu mit der utopischen Intention des Textes in Widerspruch.

Diese nunmehr unlesbare und dementsprechend unsteuerbare Welt in ihrer Paradoxie performativ zu gestalten und als unlesbare *verstehbar* zu machen, bedarf einer spezifischen Darstellungsform: Den *Kronenwächtern* gelingt das paradoxe Unterfangen, die Unlesbarkeit der historischen Vorkommnisse zu postulieren und zu demonstrieren, gleichzeitig aber in der Sphäre der Dichtung die Wege des Irrs nachvollziehbar zu machen. Als ästhetische Sinneinheit inmitten der politischen Dispute – deren finale Gewichtung der Text ostentativ nicht vornimmt – sorgt die ausführliche psychologische Motivation der Handelnden dafür, daß der Text die psychologischen Befindlichkeiten der Einzelnen expliziert und für den Leser in sinnstiftenden Bezügen konfiguriert. Die partielle poetische Lesbarmachung der Welt, deren Widerstand gegen eine kohärente Sinnstiftung in den zahllosen antinomen bzw. ambivalenten Konstellationen eingefangen und in den Text integriert wird, leistet, was die illiteraten historischen Umstände an sich verbieten, indem sie die »Treue und Liebe« (*Kronenwächter*, S. 13) in den Ereignissen offen legt. Auf diese Weise erreicht Arnim die Darstellung einer Welt, der er in der Einleitung eine sich dem Verstehen entziehende Äußerlichkeit zuspricht, in einem ästhetischen Medium, das sich für ihn der Einleitung entsprechend nur unter der expliziten Prämisse des Sinnes zu formieren vermag. Obwohl er sich von dem frühromantischen Impetus, das Zeitliche zu überheiligen, in der Einleitung zu den *Kronenwächtern* explizit distanziert und mit Bertholds Geschichte dezidiert mit (seinen eigenen) optimistischen Erwartungen abrechnet, findet sich doch auf diese Weise in der performativen textlichen Bewegung eine Schwundform der romantisierenden Technik: Aus der auf der Figuren-Ebene demonstrierten Überheiligung des Zeitlichen wird in einer Wechselrelation, die »dem Gemeinen einen hohen Sinn gibt, dem Gewöhnlichen ein geheimnißvolles

Ansehn, dem Bekannten die Würde des Unbekannten, dem Endlichen einen unendlichen Schein«²⁹ gibt, performativ (über die ästhetisch eingelöste Kunst-Utopie) eine jenseitig beglaubigte Sinnhaftigkeit etabliert: Der *ordo inversus* funktioniert somit bereits als ästhetische Technik, die sich – frei von der frühromantischen Suche nach einem ursprünglichen Sinn – einer vorgängigen religiösen Konzeption dienstbar machen läßt.

Dieses Kunstkonzept kann jedoch nur dann funktionieren, wenn – trotz aller innerweltlichen Erschütterungen – die christliche Jenseits-Gewißheit und ihre unhintergehbare Zeitstruktur alle skeptischen Gegenwartsanalysen positiv gründen. Die dualistische Problematik erscheint bei Arnim insofern – trotz ihrer deutlichen Konturierung – letztlich in einem Theodizee-Postulat aufgehoben, das alle Geschehnisse einer nicht zu erkennenden, aber zu unterstellenden und ästhetisch zu produzierenden Sinnhaftigkeit zurechnet, für die das ästhetische Produkt als unmittelbarer Beleg erscheint.

Da sich bei Kafka verschiedene, zwischen Immanenz und Transzendenz changierende Zeitmodelle konglomeriert haben, funktioniert die utopische Stoßrichtung bei Kafka nicht mehr auf der Basis eines klar erkennbaren religiösen Zeitmodells: Sie richtet sich nicht mehr auf eine psychologisch-religiöse Kompensation, sondern versteht sich nur noch als Darstellungshilfe für ein Problem, das anders als bei Arnim auf keine jenseitige Lösung verwiesen werden kann, da es in einer komplexeren, instantanen und a-chronologischen Zeitkonzeption in jedem Moment lösbar und zugleich grundsätzlich strukturell unlösbar erscheint. Die Implikation einer Lösung und ihre Verweigerung, die beide Texte als Präsentationsprinzip einer undurchschaubaren irdischen Gemengelage teilen, wird bei Kafka ein nochmals relativiertes, nunmehr primär zeittheoretisches Darstellungsproblem, das die paradoxe Konzeption einer möglichen, gleichzeitig aber immer scheiternden Transgression vom Sinnlichen zum Geistigen zuläßt. Die dualistische Grundlegung des Textes wird bei Kafka – im Gegensatz zu Arnims jenseitigem Ausweg – als mögliche Lösung sabotiert und zu einem perpetuierten Problem. Thematisiert wird dies explizit in der Szene mit Bürgel, der über die Möglichkeiten ihrer nächtlichen Begegnung aufklärt:

Sie müssen sich nicht durch Enttäuschungen abschrecken lassen. Es scheint hier ja manches daraufhin eingerichtet, abzuschrecken, und wenn man neu hier ankommt, scheinen einem die Hindernisse völlig undurchdringlich. Ich will nicht untersuchen, wie es sich damit eigentlich verhält, vielleicht entspricht der Schein tatsächlich der Wirklichkeit [...], aber merken Sie auf, es ergeben sich dann doch wieder manchmal Gelegenheiten, die mit der Gesamtlage fast nicht übereinstimmen, Gelegenheiten bei welchen durch ein Wort, durch einen Blick, durch ein Zeichen des Vertrauens mehr erreicht werden kann als durch lebenslange, auszehrende Bemühungen. (*Das Schloß*, S. 246)

Diese Möglichkeit der Erfüllung scheint analog zu den aphoristischen Reflexionen nur gleichzeitig mit ihrer Aufhebung denkbar, denn es heißt weiter: »Freilich stimmen dann diese Gelegenheiten doch wieder insofern mit der Gesamtlage überein, als sie *niemals* ausgenützt werden.« (Ebenda, S. 246, Hervorhebung von mir) »So korrigiert sich die Welt selbst in ihrem Lauf und behält das Gleichgewicht«, resümiert Bürgel (ebenda, S. 255) und deutet damit an, daß eine Erfüllung

²⁹ Novalis: *Das philosophische Werk I*, S. 545.

von K.s Wünschen einer ›Entgleisung‹ der weltlichen Ordnung gleichkäme. Er selber beantwortet sich auf diese Weise seine zu Anfang gestellte Frage³⁰ mit dem Hinweis auf die notwendige Erhaltung des Gleichgewichts und entlarvt die vorgeführte Möglichkeit als unmöglich. Konsequenterweise erscheint das Körperliche als (bis zum Tode getriebener) axiomatischer Ausgangspunkt und als maßgebliches Hindernis, das auch durch vehementen Aktionismus nicht beseitigt werden kann; Bürgel formuliert damit noch einmal die vorzüglich eingerichteten Existenzbedingungen des Menschen zwischen Erkenntnisfähigkeit und Sterblichkeit, an deren instantaner Überwindung K. scheitert.³¹

Die Darstellung des Transgressionsproblems gründet sich dabei auf einer Technik des Performativen, die – wie bereits angedeutet – als adaptierte Technik der romantischen Denk- aber auch Darstellungsfigur des *ordo inversus* und damit als eine über die Epochengrenzen wirksame, bei Kafka invertierte *ästhetische* Handhabung eines Darstellungsproblems verstanden wird. Im Anschluß an diese Reflexionsfigur ergibt sich eine negative, invertierte Form der Rekonstruktions-Utopie der immer vorgängigen Wahrheit, die nicht mehr – über ein zeitliches Nacheinander (so Novalis in der ›Hin und her Direction‹) – in der zweifachen Reflexion entautologisiert wird.

Dem *Schloß* liegt in besonders offenkundiger Weise die inhaltlich nicht konkretisierte Vorstellung von Bindung³² und Freiheit³³ zugrunde, die in ihrer scheinbaren Widersprüchlichkeit an die romantische Differenzierung von Identität und reinem und ursprünglichem Sein erinnert: Dabei wird dieser Synthese-Versuch strukturell zitiert, die spezifische doppelte Spiegelung angedeutet, indem der Text zwischen Realität und einem unkonturierten Absoluten changiert. Die verschiedenen Übergänge auf der Figurenebene erweisen sich allerdings als unpassierbar. Bei Kafkas paradoxer Blockierung der Erwartung – zwischen Möglichkeit und Unmöglichkeit der Transgression – handelt es sich um eine eingefrorene Phase eines komplexen Ablaufs, die Erwartung und Erfüllung irreversibel trennt. Im Gegensatz zur ›Hin und her Direction‹ werden beide Phasen – Möglichkeit / Unmöglichkeit – nicht zeitlich entparadoxiert, sondern synchronisiert: Als jeder Möglichkeit immanent wird im Textverlauf die Unmöglichkeit nachgewiesen und umgekehrt. Diese Anlage ist den Situationen vorgängig und kann in keiner Weise überschritten werden, obwohl ihnen doch gleichzeitig die Transgressionsmöglichkeit eingeschrieben ist: Diese Verräumlichung, die das Denken der Erfüllung

³⁰ »Aber warum werden sie [die Gelegenheiten] denn nicht ausgenützt, frage ich mich immer wieder.« (*Das Schloß*, S. 246).

³¹ Eine traumartige Sequenz, in der genau diese Überwindung vollzogen zu werden scheint, streicht Kafka konsequent aus dem »Proceß«-Fragment.

³² »[...] da schien es K., als habe man nun alle Verbindung mit ihm abgebrochen und als sei er nun freilich freier als jemals und könne hier auf dem ihm sonst verbotenen Ort warten, solange er wolle, und habe sich diese Freiheit erkämpft, wie kaum ein anderer es könnte, und niemand dürfe ihn anrühren oder vertreiben, ja kaum ansprechen; aber – diese Überzeugung war zumindest ebenso stark – als gäbe es nichts Sinnloseres, nichts Verzweifelteres als diese Freiheit, dieses Warten, diese Unverletzlichkeit.« (*Das Schloß*, S. 103) Dazu analog heißt es in den Aporismen: »Freiheit und Gebundenheit ist im wesentlichen Sinn eines. In welchem wesentlichen Sinn? Nicht in dem Sinn, daß der Sklave die Freiheit nicht verliert, also in gewisser Hinsicht freier ist als der Freie.« (*Oktavhefte*, S. 84)

³³ »Auch fürchte ich, daß mir das Leben oben im Schlosse nicht zusagen würde. Ich will immer frei sein.« (*Das Schloß*, S. 11).

weiterhin zuläßt, etabliert eine Grenze, die nurmehr noch auf der blockierten Zeitschiene passierbar wäre. K. muß in seinem eigenen Zeitbegriff immer wieder eine chronologische Auflösung der Transgressionsproblematik unterstellen und ergibt sich mit dieser zentralen Fehllektüre in eine strukturelle Falle, die sein – auf der ungebrochenen Ambition beruhendes – Scheitern notwendig perpetuiert.

Damit wird – da ja die zu erreichende Wahrheit im *Schloß* auch textstrategisch im Dunklen verharrt – als *mise en abyme* auf der Strukturebene inhaltlich ein Modell dekonstruiert, das zugleich (in der zeitlich organisierten Textfolge) als ästhetische Präsentationsform, als Darstellung des Unlesbaren, Entzogenen – ähnlich wie bei Arnim – reüssiert: Anschaulich wird auf diese Weise allerdings nicht mehr eine verlorene und wiederzugewinnende Wahrheit (bei Arnim als theologischer Überbau eingeführt), sondern vielmehr seine unmögliche Wiedererreichbarkeit, die zugleich in jedem Augenblick dennoch möglich werden kann. Auf dieser Struktur-Ebene findet sich die (im Gegensatz zu Arnims verbindlichem Jenseits-Konzept) konstitutive unüberschreitbar dualistische Konzeption des Textes.

Der Rekurs auf frühromantische Darstellungskonzepte und spätrromantische Dualismen bei Arnim dokumentiert ein virulentes Interesse an der »Sattelzeit«, dessen Rahmenbedingungen sich auch noch für die Gesellschaft zu Beginn des 20. Jahrhunderts als konstitutiv erweisen. Der interdiskursive Bezug funktioniert in diesem Sinne als eine radikalisierte Gegenwartskritik, bei der die Problemanalyse der Romantik – zum einen (formal im *ordo inversus* durchgeführten) in der inhaltlichen Negation des *ordo inversus*, zum anderen in einer dualistischen Ausrichtung (die sich bei Kafka ihres jenseitigen Ziels beraubt) – nochmals überboten wird: Das aus der funktional gegliederten Gesellschaft exkludierte Individuum verharrt im *Schloß* als permanenter Exilant außerhalb der Dorfgemeinschaft; das Schloß als Textutopie, das zwischen der identitätsverweigernden Zurückweisung und den identitätsverfügenden, totalen Vereinnahmungsansprüchen des Dorfes als – wie auch immer wirksame – Vermittlungsinstanz insinuiert wird, wird als unerreicherbar vorgeführt. Über diese – in einer paradoxen Stilllegung der Textdynamik kompromißlos inszenierte – Verlorenheit hinaus radikalisiert der Text eine Präsentationspraxis, die sich ikonoklastisch verschiedener, einander schließlich lahmlegender Vorstellungen von Zeit (Nacheinander vs. Gleichzeitigkeit) bedient: Als zusätzlich verstörender Effekt ergibt sich aus der blockierten Überschreitung eine für das 20. Jahrhunderts konstitutive Infragestellung und Relativierung chronologischer Zeitkonzepte, mit der auf subversive Art eine fundamentale subjektive Verunsicherung des Individuums vermittelt werden kann.

Trotz dieser entscheidenden Inversion romantischer Zugriffe bei Kafka ist den *Kronenwächtern* und dem *Schloß* in diesem Sinne epochenübergreifend die Überzeugung von einem Primat der Kunst gemeinsam: Sie erscheint auch bei Kafka noch imstande, die zeitgenössische »Wahrheit« performativ darzubieten und damit – zumindestens im Text – ästhetisch verfügbar zu machen.

JÜRGEN KNAACK,

Arnim und Niebuhr: Ein gespanntes Verhältnis

Der Finanzpolitiker und spätere Historiker Barthold Georg Niebuhr und der romantische Dichter Ludwig Achim von Arnim haben ungefähr gleichzeitig gelebt und einige gemeinsame Schnittpunkte in ihrem Leben. Obwohl sie sich gegenseitig so gut wie gar nicht beeinflusst haben, lohnt es sich dennoch einmal, die Entwicklung dieser Beziehung zu betrachten und die Gemeinsamkeiten und das Trennende herauszuarbeiten, zumal beide für eine kurze Zeit an einem gemeinsamen Projekt, dem *Preußischen Correspondenten*, gearbeitet haben.



Barthold Georg Niebuhr, 1776–1831, Foto: Archiv der Universität Bonn

Niebuhr ist am 27.8.1776 in Kopenhagen als Sohn des Forschungsreisenden Karsten Niebuhr geboren. Er wuchs in Meldorf auf und wurde vom Vater als Wunderkind erzogen. Mit vier lernte er lesen und schreiben, mit fünf Englisch, und dann im Jahresabstand Griechisch, Latein, Französisch und dann noch weitere 16 Sprachen. Er hatte keine normale Kindheit. »Ein überaus früh entwickelter Verstand, der auf rationale Erfassung des Gewesenen und Seienden zielte, stritt mit einer lebhaften, leicht erregbaren Phantasie.«¹ Im Jahr 1800 ging er von Kopenhagen nach London. Dort »hinterließen Politik und Verfassung Englands tiefe

¹ Witte: Der preußische Tacitus, S. 23.

Spuren in Niebuhrs Denken und Handeln.«² So schrieb er selber: »Ich weiß keine Nation, der ich als Bürger lieber angehören möchte als der englischen; nicht bloß der Verfassung wegen, sondern aus Wohlgefallen an dem arbeitsamen, tätigen Geist [...].«³

Im Jahr 1803 machte er während einer Deutschlandreise auch eine Rheinfahrt von Mainz nach Koblenz »die schönste, die wir je gemacht haben«⁴. Bereits 1804 war er amtierender Direktor der Kopenhagener Bank und im Oktober 1806 folgte er einer Berufung nach Berlin, um als Finanzfachmann in der preußischen Regierung unter dem Freiherrn vom Stein mitzuarbeiten. »Was in der provinziellen Atmosphäre Kopenhagens [...] nicht möglich schien, sollte nun in Berlin gelingen: eine Reform des Staates und seiner Verwaltung aus bürgerlichem Geist, [...]«⁵.

Bereits elf Tage nach Niebuhrs Ankunft war der preußische Hof jedoch auf der Flucht nach Osten vor den siegreichen Franzosen. Und der frisch gebackene Staatsdiener mit ihnen. Über Stettin (26.10.), Danzig (3.11.) und Königsberg (12.11.–28.12.) zog er bis nach Memel (7.1.07–3.5.) und Riga (17.6.–27.8.). Dann im September wieder zurück, erst nach Memel, im November nach Königsberg. Dort schloß er Freundschaft mit dem preußischen Konsistorialrat Georg Heinrich Ludwig Nicolovius, lernte den Philosophen Johann Gottlieb Fichte kennen und arbeitet bis Januar 1807 mit dem Freiherrn vom Stein zusammen, anschließend mit Hardenberg.

Der knapp fünf Jahre jüngere Arnim, geboren am 26.1.1781 in Berlin, hat im Lebenslauf viele Ähnlichkeiten mit Niebuhr. Arnim gehörte auch zu den hochbegabten Schülern und Studenten, machte sich schnell einen Namen in naturwissenschaftlichen Kreisen und entschied sich dann jedoch für die literarische Laufbahn. Im Unterschied zu Arnim war Niebuhr unbedingt auf einen Verdienst für den Lebensunterhalt angewiesen, deshalb hat er natürlich so konsequent seine Ausbildung für den Erhalt einer Anstellung ausgenutzt, Arnim mußte sich nicht aus finanziellen Gründen um ein Amt bemühen.

Fast hätten die beiden sich in London oder am Rhein treffen können, denn Arnims Rheinreise mit Brentano war im Juni 1802 und er war 1803/04 in London. Auch Arnim war nach der preußischen Niederlage dem Hof gefolgt. Er war 18.11. in Danzig und vom 2.12.1806 bis 20.9.1807 in Königsberg. Ob die beiden sich bei ihrem gemeinsamen Aufenthalt zumindest zwischen dem 2.12. und 28.12. 1806 in Königsberg getroffen haben, ist nicht belegt. Weihnachten 1809 kam Niebuhr wieder nach Berlin, im März 1810 wurde er in die philologische Klasse der Berliner Akademie der Wissenschaften gewählt. Er war gegen Hardenbergs Finanzpolitik und lehnte deshalb eine Mitarbeit in der Regierung ab. Und er scheiderte auch im Juli 1810 mit seinen Finanzvorschlägen und wurde darauf zum Historiografen des königlichen Hofes bestellt, als Nachfolger von Johannes von Müller, der nach Kassel gegangen war. Niebuhr schrieb dann bis 1813 in Berlin seine römische Geschichte und hielt Vorträge darüber an der gerade gegründeten Universität.

Seit 1810 war er unter anderem Mitglied der im Jahr zuvor gegründeten Gesetzlosen Gesellschaft, in der Arnim 1813 Mitglied wurde. Und Arnim und Niebuhr

² Ebenda, S. 34.

³ Ebenda, S. 35.

⁴ Ebenda, S. 41.

⁵ Ebenda, S. 46.

waren auch Mitglieder an Zelters Liedertafel. Arnim hatte nach seinen Königsberger Erfahrungen Preußen zunächst den Rücken gekehrt, war wieder nach Heidelberg gegangen, um die Zeitung für Einsiedler und die Folgebände des *Knaben Wunderhorn* herauszugeben, um dann zur Jahreswende 1808/09 wieder nach Berlin zu ziehen. Trotz vieler Verschiedenheiten in der Entwicklung hatten beide ähnliche Vorstellungen über die Notwendigkeit der staatlichen Reformen und die Einführung einer Verfassung in Preußen. Und vergleichbar waren auch die Sprünge in ihrer Biografie. Der eine entwickelte sich vom Finanzfachmann zum Historiker, der andere vom Naturwissenschaftler zum Dichter. Spätestens seit Ende 1810 müssen Arnim und Niebuhr sich auch persönlich gekannt haben. So schreibt Arnims Freund und späterer Schwager Savigny am 1.10.1810 an Bang: »Der Geheime Staatsrat Niebuhr, Sohn des Reisenden, ungeheuer gelehrt, steht im jetzigen Lectionskatalog mit Römischer Geschichte als Dr. Niebuhr.«⁶ Und zwei Monate später an Leonhard Creuzer: »Die liebste Bekanntschaft ist mir die von Niebuhr, der das oben erwähnte Colleg liest, das gelehrteste, was mir jemals auf irgend einer Universität vorgekommen [...].«⁷ Und dann schreibt Arnim am Ende des Jahres an seinen Freund Wilhelm Grimm:

Es thut mir unendlich leid, daß ich bei Deiner Anwesenheit⁸ den Niebuhr noch so wenig kannte; es ist der einzige eigentliche Gelehrte, der mir je vorgekommen, der durch alle Sprachen und Literaturen verbindend fortgeschritten und beinahe alles Einzelne aus der Einsiedlerzeitung kennt, während er den Römerton auf den Zahn führt, daß die Gelehrten Ach und Weh über seine Entdeckungen schreien; seine merkwürdigen Vorlesungen über Römische Geschichte werden bei Reimer erscheinen. Er hat an Deinen Aufsätzen, Jacob, in Hagens Journal besondre Freude gehabt, ich theilte sie gern, ich habe aber das Heft noch nicht bekommen können. Euer beider ergebener Achim Arnim.⁹

Der Freund antwortet: »Was Du von Niebuhr schreibst, ist schön zu hören; hat er gar nichts geschrieben, das ich lesen könnte?«¹⁰ Und am 29. Nov. 1810 bemerkt Niebuhr: »Einen Abend in der Woche sind wir gewöhnlich mit Savignys zusammen«¹¹, wo sich sehr oft auch Arnim aufhielt. Das klingt gut für den Anfang einer Bekanntschaft zwischen dem Dichter und dem Historiker, aber besonders Niebuhr hatte schon bald Vorbehalte, weil er mit den romantischen Schriftstellern überhaupt nichts anfangen konnte. So schreibt er schon am Januar 1811 an seine Freundin Dore Hensler:

Sonst lese ich noch immer fast gar nichts Neues, und eine Zeitlang her wenig überhaupt. Neulich freilich ein ganz monströses dramatisches Gedicht¹² von Arnim, solche widerliche

⁶ Stoll: Savigny, S. 54.

⁷ Ebenda, S. 61.

⁸ Am 18.9.1809 kam Wilhelm G. mit Clemens Brentano nach Berlin. Am 20.11. reiste W. G. wieder ab.

⁹ Steig, Grimm (Hrsg.): Arnim und die ihm nahe standen, Bd. 3, S. 96f.

¹⁰ Ebenda, S. 103.

¹¹ Hensler (Hrsg.): Lebensnachrichten, Bd. 1, S. 505.

¹² Meint bestimmt Arnims Ende Dezember 1810 erschienenenes Doppel-Drama *Halle und Jerusalem*.

Fieberträume! Dergleichen erinnert an Lichtenbergs Aufsatz der Tollhäsler zu Celle.¹³ Aber im Ernst geschrieben ist es noch ärger. Es ist eine wahre Seuche mit dieser Manier. Savigny ist nicht frei von Wohlgefallen daran. Er liebt Arnim freilich persönlich, und man muss ihm auch gut sein: man sagt auch daß er Bettine heiraten wird.¹⁴ Mich duldet diese Secte weil ich an dem Alten was sie als einzig schön aufstellen, doch wahre Freude, und an manchem possierlichem Zeug Spaß habe.¹⁵



Friedrich Karl von Savigny, 1779–1861, Stich von L. E. Grimm

Savigny unterdes konnte mit seinem Lob für Niebuhr gar nicht aufhören. So schreibt er unter anderem an Friedrich Creuzer: »Er ist ein herrlicher Mensch, von tiefem Gemüth, großer Gelehrsamkeit, und von einem schaffenden Geist, in welchem stets Sinn und Wissen als lebendiges Ganzes sich durchdringen.«¹⁶ Auf eine gewisse Vertrautheit deutet dann der nächste Brief Arnims an Wilhelm Grimm:

Lieber Wilhelm! Deine Heldenlieder haben mir eine seltne Freude gemacht, es war ein heller Sonntag und ich ganz allein, als ich sie von Savigny geschickt erhielt 1). Der zierliche alte Umriß des Titelblatts mit dem lebendigen poetischen Schmetterling, die Zueignung die Stelle aus meinem Buche die Du werth geachtet herausgehoben zu werden, füllten meinen ersten Blick so angenehm, daß es mir im Kopf jubelte, ich las die Vorrede und sie war mir ungemein ergreifend, ich bin gewiß, daß sie die unkundigen Leser auf eine gute Art vorbereitet, was sie zu erwarten haben, und auch dem Kundigsten einen neuen Reiz an diesen Liedern schafft. Niebuhr fand noch am selben Tage das Buch bei mir liegen und sagte mir, es sei merkwürdig, wie diese ungleichen Verse einem oft viel mehr gegenwärtig blieben als die strengsten rhythmischen Gedichte; er kennt die Originale zum Theil auswendig, wie er denn überhaupt eine

¹³ In Lichtenbergs *Vermischten Schriften* (1800) Bd. 1, S. 93ff. *Die Bittschrift der Wahnsinnigen*, eine Satire auf die deutschen Schriftsteller und Kritiker.

¹⁴ A. und B. hatten sich Weihnachten 1810 verlobt.

¹⁵ Niebuhr: *Briefe*, Bd. 2, S. 180.

¹⁶ Stoll: Savigny, S. 66.

ganze Bibliothek in seinem Kopfe trägt, ein paar Stellen bemerkte er mir, wo er Mißverständnis glaubte; die Untersuchung über Troja war ihm sehr interessant, er läßt Dir aber sagen, daß Xanten nicht Colonia Trojana sondern Trajana geheißen, wo Du das erstere gefunden, das erklärt er für Druckfehler.¹⁷

Über diese Ausgabe bahnt sich sogar die Möglichkeit einer ersten Zusammenarbeit an, wenn Arnim an seinen Freund, den Heidelberger Verleger Zimmer schreibt:

W. Grimm's altdänische Heldenlieder sind überraschend schön, Alles freut sich hier daran, Niebuhr und andere Gelehrten erkennen sowohl die Trefflichkeit der Übersetzung wie der Anmerkungen, dessen ungeachtet bin ich gewiß, daß die hämischen Schandbuben es ausschimpfen. Ich werde es recht gern in Verbindung mit Niebuhr recensiren; aber ich bin nicht mehr zu den Heidelberger Jahrbüchern aufgefordert, für die andern mag ich nichts thun.¹⁸

Und Wilhelm Grimm hoffte im Brief an Arnim vom 26.11.1811 auch noch auf eine Rezension: »Wenn Du und Niebuhr die dänischen Lieder nach meiner Bitte recensiren willst, so freut mich das ungemein, Ihr werdet gewiß etwas schönes darüber sagen: Es mögen wohl einzelne Sprachfehler darin sein, indessen glaub ich doch nicht so viele.«¹⁹ Es kam dann nicht zu dieser Kooperation, erschienen war lediglich eine Ankündigung als Gemeinschaftswerk von Arnim, Brentano und Wilhelm Grimm in den Heidelbergischen Jahrbüchern von 1810.

Das Vertrauensverhältnis zwischen Arnim und Niebuhr war immerhin so eng, daß Niebuhr aus einem Brief Arnims an Savigny²⁰, in dem er sehr kritisch von einem Besuch bei Goethe über dessen Frau Christiane schreibt, diese Schilderung in einen Brief an Dore Hensler vom 1. November 1811 übernimmt: »Nach jenen traurigen Erzählungen ist er unter das Joch des Weibes geraten, und sie entehrt ihn auf alle Weise, zieht ihn auch als einen Haussklaven an.«²¹ Und im nächsten Brief Arnims an Savigny vom 25.10.1811 aus Frankfurt steht: »Was macht Niebuhr, grüß ihn recht herzlich von mir, sowie dessen Frau, seine Vorlesungen habe ich noch nicht gesehen.«²²

Niebuhr hatte an der neuen Berliner Universität mit großem Erfolg Vorlesungen zur römischen Geschichte gehalten und begonnen, diese als Buch zu veröffentlichen, das ihn berühmt machen sollte. Inzwischen war es auch zu einem Briefkontakt zwischen den Grimms und Niebuhr gekommen und Arnim schreibt am 4.3.1812 an die Brüder: »Niebuhr hat mir von dem, was Ihr ihm über sein Buch geschrieben, mit vielem Lobe gesprochen, er wünschte, glaube ich, daß er in diesem Sinne öffentlich recensirt würde.«²³ Und Savigny schreibt darauf an Jacob Grimm zwar erst am 27. October 1812:

Euer ausführliches, sinnvolles Urtheil über Niebuhr hat mir und auch ihm selbst wahre Freude gemacht, und ich bin gewiß, daß Wenige sein Buch so von Herzen gewürdigt haben. Ueber-

¹⁷ Steig, Grimm (Hrsg.): Arnim und die ihm nahe standen, Bd. 3, S. 127.

¹⁸ Zimmer: Johann Georg Zimmer und die Romantiker, S. 151–152.

¹⁹ Steig, Grimm (Hrsg.): Arnim und die ihm nahe standen, Bd. 3, S. 161

²⁰ Arnim: Briefe an Savigny S. 52–55.

²¹ Niebuhr: Briefe, Bd. 2, S. 53.

²² Arnim: Briefe an Savigny S. 57.

²³ Steig, Grimm (Hrsg.): Arnim und die ihm nahe standen, Bd. 3, S. 178.

haupt glaube ich, daß dieses Buch erst späterhin ganz erkannt werden wird. Schreiben Sie mir nun auch einmal, wie Ihnen der zweite Band im Verhältniß zum ersten gefällt. In einigen Stücken glaube ich doch auch, daß Sie ihn misverstanden haben.²⁴

Der Kontakt zwischen den Brüdern Grimm und Niebuhr war inzwischen soweit gediehen, daß Wilhelm Grimm am 11.3.1812 an Arnim berichtet:

Mit unsrer Edda wirds wohl darauf hinausgehen, daß wir eine Subscription eröffnen, es sei denn, daß Du recht baldigst eine Buchhandlung etablirst und ein großes Freundschaftsstück thust. Hagen hat auch den Text angekündigt, der bei Spener in Berlin erscheinen solle, ich halte es für einen blinden Schuß, indeß wär es mir doch lieb, wenn Du Dich durch einen andern, etwa Buchhändler, erkundigen könntest, ob etwas daran sei, es versteht sich, daß es Dich nicht genirt. Laß ich ein Ankündigungsblatt drucken, so schick ich Dirs mit der Bitte Dich dafür zu interessiren, Niebuhr nimmt sich wohl auch der Sache an, 200 Subscribenten zu 1 Laubthaler sind nöthig und wohl noch zu erschwingen.²⁵

Und über seinen Gedankenaustausch mit Niebuhr berichtet Arnim an Jacob Grimm am 13.6.1812:

Ich habe in diesen Tagen Eure Recension vom Buch der Liebe in der Leipziger Litteratur=Zeitung mit Vergnügen und Belehrung gelesen. Ich kam neulich mit Niebuhr auf Wiederabdruck guter älterer Bücher zu wohlfeilen Preisen fürs Volk zu sprechen, er hielt die Sache für sehr leicht, ich verbarg ihm nicht, daß ich viele Jahre an die Möglichkeit der Ausführung gegrübelt und durchaus wenig Aussicht dazu sähe.²⁶

In einer literarischen Auseinandersetzung Arnims mit den Brüdern Grimm über seine Isabella-Erzählung findet Arnim eine sehr typische Charakterisierung für Niebuhr:

Dabei fällt mir ein, daß Du mir ein Wort des Schreckens über meine Art, geschichtliche Fakta mit Dichtungen in Berührung zu setzen, gesagt hast, und was daraus entstehen könnte. Nun gestehe ich Dir, daß ich mich darin gar nicht finden kann, denn entweder, Du nimmst an, daß geschichtliche Denkmale künftig vorhanden sind, wohl dann, so wirds kein Mensch, der geschichtlich kritischen Sinn hat, für geschichtliche Relazion halten, so wenig wie Napoleons Bülletins; hätte aber ein sonderbares Schicksal von Karl V. keine Nachricht übrig gelassen als meine Isabella, so würden die Leute immer zufrieden sein können, daß sie noch etwas davon wüßten, und es würde dann vielleicht ein kritischer Schmecker, wie Niebuhr, mit der kühnen Vermuthung auftreten, das hätte man wohl nur von Karl gefabelt, und es lasse sich nicht gut ausmitteln, wie viel oder wie wenig davon geschehen sei. Genug, es ist zu allen Zeiten geschehen und in sich ganz unschuldig, daß die Leute merkwürdigen Zeiten und Menschen, von denen nichts als die geschichtliche Armuth übrig, ihre liebsten Gefühle, Situationen und Reden angehängt haben, es ist nur dann Lüge, wenn es, wie unsre meisten Geschichtschreiber thun, kritisch beschönigt, vermimpelt und vermampelt wird und am Ende doch der alte Kuhschwanz ist.²⁷

Ein Brief an den Hamburger Verleger Perthes vom 15.9.1812 zeigt Niebuhr unverändert als Gegner der Romantiker:

²⁴ Stoll: Savigny, S. 85.

²⁵ Steig, Grimm (Hrsg.): Arnim und die ihm nahe standen, Bd. 3, S. 183.

²⁶ Ebenda, S. 202.

²⁷ Ebenda, S. 203.

Görres mag ein genialischer Kopf, und ein sehr braver Mensch sein, er ist aber doch litterarisch so entschieden toll daß er, assistiert von Ihren Freunden Mohr und Zimmer die allersaubersten Sachen zum Druck fördern würde. [...] so wäre der dritte unparteiische gelehrte unfehlbar der durchaus litterarisch schlechte Creuzer.²⁸

Jacob Grimm fragt am 26.9.1812 bei Arnim an: »Niebuhrs zweiten Band habe ich noch nicht erhalten, das scandalöse Buch von Bürgers dritter Ehe aber gerade an dem Tag durchgesehen.«²⁹ Und Arnim antwortet am 22.10.1812: »[...] und weil ich eben dabei und es sonst vergessen möchte, wenn Ihr dem Niebuhr die Kämpfe Wisers schicken könntet, so hat er Lust, sie zu recensiren, er läßt Euch beide herzlich grüßen.«³⁰ Die Bekanntschaft ist inzwischen so weit gediehen, daß Arnim sich auch in einem Bittbrief an Perthes vom 3.2.1813 auf Niebuhr bezieht: »Ein gemeinschaftlicher, sehr geehrter Freund, Herr Gst. Niebuhr erzählte mir zufällig im vorigen Herbste, daß meine Erzählungen Ew Wohlgeboren einige Freude gemacht, daß Sie mit Lob davon gesprochen hätten.«³¹

Bis zu diesem Zeitpunkt war der Umgang zwischen Niebuhr und Arnim trotz unterschiedlicher Ansichten fast freundschaftlich. Inzwischen hatte Preußen am 16. März 1813 Frankreich den Krieg erklärt und Niebuhr versuchte zusammen mit Schleiermacher³² und dem Verleger Reimer eine neue patriotische Tageszeitung herauszugeben.³³ Was nach einigen Schwierigkeiten durch Reimers gute Verbindungen und mit Hilfe Scharnhorsts dann auch gelang. Niebuhr gab vom 2. April 1813 an den *Preußischen Correspondenten* heraus. Noch am 21.3.1813 zweifelte Niebuhr im Brief an Dore Hensler am zu Stande kommen des Planes:

Willkür und Persönlichkeit haben mir die Erlaubnis verweigert eine Zeitung herauszugeben. Jetzt finde ich an Geh. Staatsrat Sack einen entgegenkommenden guten Willen der wenigstens etwas Ähnliches fördern will. Ich zweifle auch nicht daß es zu Stande kommt, dann werde ich dafür sorgen daß du es bekommst.³⁴

Aber schon zwei Tage später, am 23.3.1813 schreibt er an Perthes: »Ich werde hier ein politisches Wochenblatt herausgeben: den Prospectus bekommen Sie ehestens.«³⁵ Und in einem Brief an Carl von Roeder vom 10.4.1813 beschreibt er ausführlich die Absichten seiner Zeitung:

Mein Zweck ist, der Nation in der Art, wie das Volk in Gesprächen und einzelnen Scenen sich beschäftigt, die allerernsteste Richtung zu geben: – die Überzeugung von der Notwendigkeit eines Volkskrieges, im äußersten Sinne des Wortes, täglich zu nähren, Liebe und Vertrauen zur Armee und die Überzeugung, daß es am allerbesten sei, in völlig regelmäßigem Dienst in den Reihen der alten Regimenter, nicht abgesondert, wäre es auch in dem Jäger-Detachement, zu fechten – zu erhöhen; – auf die öffentliche Meinung zu Preußens Vorteil in der Fremde zu

²⁸ Niebuhr: Briefe, Bd. 2, S. 321.

²⁹ Ebenda, S. 222.

³⁰ Ebenda, S. 225.

³¹ Ricklefs: Magie, S. 62.

³² Zu Schleiermacher als Herausgeber siehe Schleiermacher: Kleine Schriften, S. CXLVIII–CLXXXI.

³³ Über die Entstehung der Zeitung auch bei Czygan: Geschichte, und Lettow-Vorbeck: Zur Geschichte des Preußischen Correspondenten.

³⁴ Niebuhr: Briefe, Bd. 2, S. 378.

³⁵ Ebenda, S. 381.

wirken, – den Haß gegen die Franzosen zu nähren, – endlich über die allgemeine Politik ein gesundes Urteil und Einsicht zu bewirken. Nach diesem Plan wünschte ich, wie wir abwesenden Angehörigen auf jedem Schritt mit der Phantasie zu folgen suchen, der Nation eine beständige Erinnerung an die Armee zu gewähren, so daß sie ihr anschaulich in Gedanken gegenwärtig sei. Es wir die Liebe nähren, wenn es mit Liebe erzählt wird.«³⁶

Aber in einem Brief an Ernst Moritz Arndt vom 15.4.1813 berichtet er auch über die Anstrengungen dieser Arbeit: »Es kostet Mühe, einer solchen Zeitung Neuheit und Gehalt zu verschaffen, bis sie mit der Zeit eine Konsistenz gewonnen hat; [...].«³⁷ Nur gut drei Wochen lang war Niebuhr aktiver Herausgeber der Zeitung, dann mußte er in Staatsdiensten nach Dresden. Die nächsten zwei Monate war der Jurist Johann Friedrich Ludwig Göschen Herausgeber, dann drei Monate lang der Theologe Friedrich Schleiermacher, bis Arnim am 1. Oktober die Herausgabe übernahm.³⁸

Während des Krieges war in Berlin am 21.4.1813 ein Landsturm gebildet worden, zu dem neben Arnim als Vizebataillons-Chef auch Savigny, Reimer und Niebuhr gehörten. Bereits Ende April verließ Niebuhr Berlin, Savigny schickte während der Bedrohung Berlins durch die Franzosen seine Familie nach Prag, Arnim blieb mit Bettina in Berlin. Als der Krieg sich verlagerte und die Bedrohung Berlins vorüber ging, hob der König am 17. Juli den Landsturm auf.³⁹ Anfang August holte Savigny seine Familie wieder nach Hause. Niebuhr war im Hauptquartier, bis Mitte August in Reichenbach, dann bis Mitte Oktober in Prag.

Arnim schreibt am an Savigny 9.8.1813: »Lieber Savigny! Du wirst einen Brief von mir dach Niebuhr erhalten, oder ihn erhalten haben.«⁴⁰ Härtl meint, daß es sich um einen Brief vom 2.8. handeln muß. Wieso Niebuhr als Vermittler eines Briefes auftaucht, ist unklar, da er zur fraglichen Zeit nicht in Berlin war. Vielleicht hat Arnim diesen in der Post, die von Berlin aus an Niebuhr ging, mitgeschickt, weil ihm Savignys Adresse nicht bekannt war. Und am 10.9.1813 schreibt Arnim an Savigny, der inzwischen in Glatz wohnt: »Von Niebuhr wird hier erzählt, er gehe nach England, es thut mir leid, denn er hat schon zu viel England in sich und außerdem die alten Schuhe noch im Kasten, hier aber war er mannigfaltig nützlich, wenn er auch kein Geschäft verwaltete.«⁴¹

Am 1. Juni 1813 wendet sich Reimer, der sich auch nur für einen Tag in Berlin aufhält, an den fernen Niebuhr, mit der Bitte, die Leitung der Zeitung an jemanden anderes zu übertragen, weil Göschen nicht mehr will und wohl auch ungeeignet ist.⁴² Daraufhin übernimmt der Mitbegründer Schleiermacher die Redaktion bis Ende September. Als bereits Arnim Herausgeber ist, schreibt Niebuhr am 12.10.1813 aus Prag einen Brief direkt an die Realschulbuchhandlung. Er gibt Ratschläge für die Redaktion des Korrespondenten, empfiehlt, mehr Nachrichten von der Armee und aus englischen Zeitungen zu bringen.⁴³ Auf diesen Brief be-

³⁶ Ebenda, S. 385–86.

³⁷ Ebenda, S. 387.

³⁸ Zu Arnim als Herausgeber bei Knaack: Correspondent.

³⁹ Dazu Knaack: Arnim, S. 42–44.

⁴⁰ Arnim: Briefe an Savigny, S. 65.

⁴¹ Ebenda, S. 70.

⁴² Treitschke: Zum 27. August, S. 176.

⁴³ Niebuhr: Briefe, Bd. 2, S. 443.

zieht sich Niebuhr, der in der zweiten Novemberwoche nach Berlin zurückgekehrt war, als er am 14.11.1813 an Reimer schreibt:

Ich weiß nicht ob die Handlung Dir einen Brief vorgelegt hat den ich ungefähr vor einem Monat geschrieben habe. Wir können es uns nicht verhehlen, die Zeitung ist zu Grunde gerichtet, und läßt sich nicht wieder in die Höhe bringen. Es ist alles versäumt worden was nothwendig war um sie zu einem vortheilhaften Eigenthum zu machen, und die andern Zeitungen haben inzwischen nicht geschlafen, sondern durch Thätigkeit und zweckmäßigen Aufwand einen Vorsprung gewonnen der für die Dauer des Kriegs einmal für allemal verloren ist. Der Correspondent liefert nichts als veraltete Nachrichten, und ist entschieden schlecht. Die englischen Zeitungen fehlen ganz: die anderen haben sie von Zeit zu Zeit wenigstens. Arnim sagt daß Dein Factor sogar nicht einmal Leipziger Zeitungen mit der Briefpost kommen lassen mag! An den Corresp. v. u. f. Deutschl., an die allg. Zeitung ist nicht gedacht. Ueber Wien konnte man den Moniteur längst haben. Aber man will Einnahmen und keine Kosten: man will ärndten, und nichts auf die Bestellung verwenden; und dann geht es auch so daß man kaum die Aussaat wieder herausbringt.

Bey diesem elenden Zustand kann ich mir nicht den Aerger an einer verdorbenen schönen Sache Hand anzulegen, freywillig wieder zuziehen: zumal da, wenn Du Dich auch entschloßest die nöthigen Kosten anzuwenden, es doch nicht zur Ausführung kommen, und ich mich über den fortdauernden Mangel an allem Unentbehrlichen immer ärgern würde. Jetzt geht es nicht mit einer Zeitung wenn man nicht in den Hauptquartieren Correspondenten hat (wie die andern Zeitungen) – und die kosten Geld. – In Leipzig hat ein Hofrath Römer (bey dem Bureau des Gouvernements) sich zu Auszügen aus dem Moniteur etc. erboten, aber das alles kostet Geld.

Was ich thun kann ist Aufsätze zu geben: die sind aber immer nur für ein kleines Publikum, und können der Zeitung nicht aufhelfen. Nimm es als einen Beweis wie leid mir das Schicksal der Zeitung thut daß ich sie ihr bestimme, wie werthlos und gering geachtet sie auch jetzt geworden ist.«

Nur vier Tage später schreibt auch Arnim an Reimer, mit dem vorstehenden Brief Niebuhrs als Beilage:

Berlin d. 18 Nov: 13.

Lieber Reimer! Ich habe bis jezt mit mancherlei Mühe die Redaktion des Preuss: Correspond: durchgeführt, Niebuhr ist angekommen, ich wollte sie ihm übertragen, aber er kann sich noch nicht dazu entschliessen. Mit der Erweiterung des deutschen Luftraums vermehren sich für die Zeitung so wohl die Quellen wie die Schwierigkeiten. Soll die Zeitung sich auszeichnen; das heist Neuigkeiten von allen Seiten rasch fördern, so ge<n>ügen gute Freunde, die sich ein paarmal dem unterziehen und es bald müde werden, nicht mehr, wie wenig haben alle Bekannte den bisherigen Herausgeber im Ganzen eingeschickt, die Zeitung bedarf gewisser bezahlter Personen, deren es sonst in den meisten Städten gab, die einen Theil ihrer Existenz durch dies Geschäft erhalten, der Hamburger Corr: hatte dergleichen überall, diese Verhältnisse fordern Ausgaben, ich bin zu ängstlich dergleichen ohne Ihr Vorwissen zu machen, kurz Ihre Gegenwart wäre diesem Geschäfte höchst wesentlich. Wewitzer ist ein guter Mann, aber er hat keine rechte Einsicht von der Sache, er fand es eine grosse Ausgabe, die Leipziger Zeitung mit reitender Post zu besorgen, da doch im entgegen gesetzten Fall die andern Zeitungen das meiste zuerst haben, so wird es jezt dringend nothwendig die Frankfurter Zeitung eilig zu haben, nun die Leipziger wieder an Interesse verliert. Von den englischen Zeitungen habe ich bis jezt nur einige Stücke des Couriers ich weiß nicht durch wen erhalten, ein französisches Blatt müste doch auch wohl zu erhalten seyn. Der Vortheil aller dieser Ausgaben würde sich zwar jezt noch nicht fühlbar machen, aber die Sache käme doch dann durch mich zu einigen Betrieb, daß sie weiterhin leicht wäre fortzuhalten, wenn mich Vermögensverhältnisse veranlassen sollten von hier fortzuziehen; das Unternehmen selbst hat bey der allgemeinen politi-

schen Neugierde alle Hoffnung, eine dauernde Einnahme künftig zu werden, sobald es gehörig begründet und die Schranken der Censur erweitert sind. Die Censur aber und die Buchdrucker sind mein steter Kummer, Aufsätze aus der Königsberger Zeitung werden so zerstrichen, das amende eine Lüge übrig bleibt, die Buchdruckerei macht dazu Druckfehler, verspätet durch eigenmächtige Anordnungen, mit einem Worte; ich bin zuweilen in heller Verzweiflung. Können Sie nicht durch General Gneisenau etwas zum Besten der Zeitung wirken, ich weiß, daß er es gewünscht hat, manche einzelne Begebenheiten und Thaten zur Kenntniß der Leute zu bringen, meine Bekanntschaft mit ihm ist jetzt eigentlich schon veraltet. Kalkreuth sendet allerdings schwed. Bulletins, unbegreiflich bleibt es aber, daß Voß immer einige Stunden früher sie hat, es muß also an dem liegen, der hier die Stafette zuerst erhält und die einzelnen Briefe versendet. Das Gouvernement hat viel mehr mitzuthun, seit die Corps nicht mehr so nahe stehen, sonst danke ich ihm (dem Sack) ein Paar Extrablätter, die gut gegangen sind, das beste aber dem Zufalle, daß ich Major Auer bey Radzivil begegnete, was er erzählte rasch niederschrieb, so daß mein erster Bericht von der Leipziger Einnahme vollständiger war als der vom Gouvernement und des wegen beynahe in alle Zeitungen gekommen ist. Ueberhaupt nehmen alle Zeitungen aus dem Corr. ohne sie zu nennen, so gings auch damals mit den Berichten des Wartenburger Treffens, worüber sie bey uns anfragen ließen. Voß ließ es aus dem Corr: abdrucken. Correspondenz ist die Hauptsache, gewiß werden Ihnen einzelne Bekannte bey der Armee einfallen, die Sie darum ersuchen können, in ihrer Handlung geben Sie aber strenge Befehle, ohne mich zu nennen (denn ich kann die Verspätung mehrerer dergleichen Sendungen nur vermuthen, nicht darthun) als Grund, die Sachen nur recht prompt zu schicken. Einen Brief von Niebuhr lege ich bey an die Handlung, der mir zu Einsicht ist übergeben worden, der Rath darin ist ganz gut; aber das Meiste würde Ihre Gegenwart fordern. – Die Ihren sah ich gestern alle wohl bey mir stets auch erträglich; leben Sie wohl und kommen Sie bald einmal *Achim Arnim*.⁴⁴

Trotz der berechtigten Klagen des Blattgründers und des gegenwärtigen Herausgebers arbeiteten beide gemeinsam weiter an der Zeitung. In der Nr. 137 vom 26.11. meldet sich Niebuhr wieder zu Wort:

Beinahe sieben Monate sind verflossen, seitdem ich den Lesern dieser Zeitung ankündigte, daß ich die Redaction, wahrscheinlich nur auf kurze Zeit, in die Hände eines Freundes übertrüge. Hätte dieser erwartet, was ich selbst weit entfernt war zu ahnden, daß meine Abwesenheit sich so lange ausdehnen könnte, so möchte wohl die ganze Treue und Wärme seiner Freundschaft nicht vermögend gewesen seyn, ihn zu dem Entschluß zu bestimmen, meinem Gewissen aus der dringenden Verlegenheit zu helfen. Die von der Redaction eines periodischen Blatts unzertrennlichen Mühseligkeiten sind ohne Vergleich am drückendsten während der ersten Zeit seines Daseyns: es erfordert dann die thätigste Mutterpflege. Diese lange fortzusetzen fiel dem unmöglich, der sich zuerst des verwaiseten Kindes annahm, und so ist es aus einer pflegenden Freundeshand in die andere übergegangen.

Zu erklären und zu rechtfertigen warum ich abwesend, gegen meine Zusage, so gut wie todt für die Zeitung gewesen bin – die äußerst wenigen Briefe und Aufsätze, welche den Anfangsbuchstaben meines Namens als Unterschrift führen, und der angefangene Aufsatz über das englische Budget, machen ausschließlich meinen Antheil an derselben seit dem 28sten April aus – würde eine weitläufigere Auseinandersetzung erfordern, als die Sache werth ist. Es war nicht Gleichgültigkeit gegen ein Unternehmen, welches ich mit warmer Liebe für die Sache, und mit Dankbarkeit gegen die sehr freundliche Aufnahme des Publicums begonnen hatte. Die Erinnerung an die lebhafteste Unterstützung theurer Freunde, und an die Gunst, womit die Leser ernste Reden über die ernsteste Sache aufnahmen, steht den andern unauslöschlichen Erinne-

⁴⁴ Steig, Grimm (Hrsg.): Arnim und die ihm nahe standen, Bd. 1, S. 327, korrigiert nach dem Original in der Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz, Berlin, Nachlaß Grimm, 677.

rungen dieses glücklichsten aller Frühlinge so wenig an Werth wie an Dauerhaftigkeit in meinem Herzen nach.

Dieses Gefühl macht es mir erwünscht, die Erlaubniß*) der Redaction zu benutzen, von Zeit zu Zeit aufs neue zu dem Publicum dieser Zeitung zu reden. Die von mir eingesandten Aufsätze, worauf sich mein Antheil an derselben beschränkt, werden meinen vollen Namen oder den Anfangsbuchstaben desselben als Bezeichnung tragen. Wiewohl nun aber die Zeitung auch jetzt nicht mein ist, so benutze ich doch diese Gelegenheit sie besonders meinen verehrten und geliebten Freunden in der Armee zu empfehlen: ihr Zweck bleibt bei jeder Veränderung der Redaction derselbe, für den sie sich ursprünglich so lebendig interessirten.

Niebuhr.

*) Nicht die Erlaubniß der Redaktion zu benutzen – sondern da die Gewährung der Bitte des (seit dem Anfange Octobers eingetretenen interimistischen) Herausgebers der Zeitung, an den hochverehrten Unternehmer derselben, die Redaktion wieder ganz selbst zu übernehmen noch nicht statt finden kann, so erfüllet sich durch das Versprechen häufiger Mittheilungen wenigstens einer der sehnlichsten Wünsche des Herausgebers und der Leser.
Ludwig Achim von Arnim.⁴⁵

Und dann folgt ein langer Bericht Niebuhrs über Sizilien, der fast die gesamte Zeitung füllt, und in dem zwei peinliche Druckfehler enthalten sind, die schon in der nächsten Nummer korrigiert werden. Von nun an wacht Niebuhr, der die Redaktion aber nicht übernehmen will, peinlich darauf, daß Fehler in seinen Beiträgen in der nächsten Nummer korrigiert werden. So in Nr. 141, 142, 152, 153 usf. Bis zur erneuten Übernahme der Redaktion durch Niebuhr am 1. Februar 1814 wurden 17 mit Namen oder Namenskürzel gezeichnete kleinere und große Beiträge von ihm im *Preußischen Correspondenten* abgedruckt. Er nahm also insgesamt massiven Einfluß auf die inhaltliche Gestaltung des Blattes, so daß Arnim immer mehr die Lust verlor, da seine journalistischen Vorstellungen konträr zu denen Niebuhrs waren. In einem Brief von Niebuhr an Nicolovius von Mitte Dezember zeigt sich dann die fortschreitende Entfremdung der beiden Zeitungsmacher:

Wenn Sie das heutige Blatt an Stolberg senden, so haben Sie doch die Freundschaft abzuwehren daß man nicht auf die Meinung komme ich sei der Verfasser der Zeitung wie sie jetzt ist, solcher elenden Aufsätze wie Arnim sie schreibt. Das wäre ein schlechter Lohn wenn man das glauben wollte.⁴⁶

Und über zwei redaktionelle Beiträge Niebuhrs gibt es sogar einen Briefwechsel zwischen Arnim und Niebuhr. Anlässlich eines Schreibfehlers kommt es zu einem heftigen Streit.⁴⁷ Niebuhr hatte in Nr.152 über den Tod des dänischen Politikers Christian Ulrich Detlev von Eggert berichtet, den er einen »politischen Vielschreiber« nennt und er meint: »Jetzt sind seine Bücher todt, und keine Rohrdommel wird ihr Gespenst citiren.«⁴⁸ Dieser so abgedruckte Satz ist für den normalen Leser unverständlich, in Nr. 153 kommt prompt eine Druckfehlerberichtigung: »st.

⁴⁵ PC Nr.137 vom 26.11.1813, S. 1.

⁴⁶ Niebuhr: Briefe, Bd. 2, S. 447.

⁴⁷ Vergl. dazu Dreyhaus: Niebuhr und Arnim.

⁴⁸ PC Nr.152 vom 22.12.1813, S. 1.

keine l. kein (der Herausgeber hat Herrn Lorenz Rohrdommel in der Gelehrtenrepublik nicht gekannt).⁴⁹

Arnim macht sich wohl schriftlich lustig über Niebuhrs Forderung, daß jedermann Laurenz Rohrdommel aus Klopstocks Gelehrtenrepublik kennen müsse, bekommt dann aber von ihm eine geharnischte Replik gesendet.

Soll es dabei bleiben daß der Lorenz Rohrdommel verschollen ist, (das heißt daß er mit dem Buche worin er eine der herrlichsten Episoden ist, von dem geistreicher gewordenen Puplicum hinter die Bank geworfen sei) so repliciere ich nächstens, er sei nicht verschollen, er lebe noch mitten unter uns, man könne sich aber eine Polizei denken, wo die Commissarien die vornehmsten Leute in ihrem Revier auch dem Namen nach nicht kennten. Der Ihrige Niebuhr.⁵⁰

Am Rande sei bemerkt, daß auch Niebuhr hier einen Fehler macht, bei Klopstock heißt der Rohrdommel nämlich Laurenz und nicht Lorenz. Arnim ist wohl ziemlich genervt von Niebuhrs ständigen Einmischungen und Belehrungen, behält jedoch wohl auch aus finanziellen Gründen noch seine Herausgebertätigkeit aufrecht.

Anfang des Jahres 1814 kam es anlässlich eines von Arnim verfaßten Textes dann zu einer noch heftigeren Kontroverse. In Nr.1 des *Preußischen Correspondenten* vom 3.1.1814 bringt Arnim eine kurze Besprechung des *Historischen Taschenbuchs für des Jahr 1814*, herausgegeben von Friedrich Buchholz. Er lobt das Unternehmen, macht in dem Zusammenhang noch einen eigenen Vorschlag für eine reichhaltige Bibliothek und druckt aus dem Taschenbuch fast vollständig eine Biografie des venezolanischen Politikers Francisco de Miranda ab.

Niebuhr, der mit der Darstellung von Buchholz nicht einverstanden war, muß einen Artikel dagegen geschrieben und Arnim zur Veröffentlichung gegeben haben, den dieser, wie es oftmals seine Art war, mit Anmerkungen versehen hatte. Diese hatte er wohl Niebuhr noch vor Abdruck geschickt, so daß es zu folgendem Brief kam:

Ew. Hochwohlgeboren sende ich Ihnen mir gefälligst mitgeteilten Aufsatz zurück und erbitte mir dagegen den meinigen gegen Buchholz, da ich allerdings nicht wünschen kann, daß er mit einem solchen Kommentar erscheine. Er mag bis weiter bei mir liegen.

Wenn der Herausgeber eines gesammelten Blattes eine Abhandlung aufnimmt, die er nicht verdient, so trifft der Tadel dieser Abhandlung ihn nur dann, wenn er berufen ist und Anspruch macht, sie in Hinsicht ihres Gehaltes beurteilen zu können. Nun aber wird niemand, so wenig wie ich, glauben, daß Sie Ansprüche machten, die Richtigkeit der angeführten Umstände aus Mirandas Leben zu beurteilen, oder daß Ihnen, weil Sie sich darüber hätten täuschen lassen, etwas Löbliches mangle. Würde ich in einem solchen Falle z. B. einen medizinischen Aufsatz aufnehmen, womit ich so irrite, wie Sie mit der Biographie, so würde ich es ganz natürlich finden, daß ein Sachkundiger meinen Protégé ins rechte Licht setzte; und ich glaube, wenn er es täte, würde ich auch anerkennen, daß er Recht habe, und nicht davon reden, daß ich die Entscheidung zwischen beiden ändern anheimstellte.

Ich konnte mich befugt fühlen, einen Ignoranten wie Buchholz tüchtig zu Recht zu setzen:

Als eine Partei ihm gegenüber auf gleicher Linie muß mich niemand stellen wollen.

Die Bemerkung Jakobiner kommt in meinem Aufsatz, wenn ich nicht irre, nur einmal vor, bei Gelegenheit des von Miranda gestifteten Klubs zu Karrakas. Mithin war keine Veranlassung zu einer Erklärung, daß man von diesem Parteinamen nicht wisse und nichts wissen wolle. Ein

⁴⁹ PC Nr. 153 vom 24.12.1813, S. 4.

⁵⁰ Niebuhr: Briefe, Bd. 2, S. 452.

Gespent ist dieser Name nicht; wir dürfen schlechterdings nicht fahren lassen, denn was ich Jakobinismus nenne und fortfahren werde so zu nennen, ist ein ganz bestimmter, eigentümlicher und nie vorher in der Art erschienener Geist, den man wahrhaftig auch mit einem eigenen Namen bezeichnen muß. Als die Revolution ausbrach und noch als sie auf ihrer Höhe stand, waren Ew. Hochwohlgeboren ohne Zweifel viel zu jung, um die Gelegenheit nutzen zu können, durch Anschaulichkeit ein Bild der Begebenheit zu gewinnen. Das war, wie niemals sonst, bei der französischen Revolution möglich; daß man, wie der Schluß Ihres Aufsatzes sagt, nur darum nicht so verbrecherisch und so toll geworden als die Jakobiner, weil man nicht unter ihnen gelebt, wird keiner von sich gelten lassen, der sich bewußt ist, nicht schlechter zu sein als die Schlachtopfer des Terrorismus. Sie wären ebenso wenig als ich ein Jakobiner geworden.

Die Geschichte der Revolution ist nun schon so unbekannt geworden, als wären Jahrhunderte zwischen ihr und der Gegenwart verflossen: und das ist freilich sehr schlimm für die, welche sie kennen. Jeder glaubt, er wisse ebenso gut, was vor 20 Jahren geschehen sei. Ich erbitte mir noch einmal meinen Aufsatz zurück. Niebuhr.⁵¹

Trotz dieser heftigen Auseinandersetzung blieb Arnim noch bis zum Ende des Monats Herausgeber. Niebuhr schreibt dann am 29.1.1814 an Reimer:

Deine Frau wird Dir geschrieben haben, wie widerwärtig es fortdauernd mit dem Correspondenten ergangen ist [...]. Ich will es aber freilich auch lieber selbst betreiben, bis Woltmann hinreichend genesen ist, als zusehen daß Arnim diese Gelegenheit seine Feder laufen zu lassen noch länger so schändlich mißbrauche. Es kommt mir wie eine Sünde vor sie ihm zu gewähren. Seine Flachheit und Kernlosigkeit erkennt man in jeder seiner belletristischen Schriften: aber so viel Dünkel und Efronterie, und die Anmaßung, bei einer grenzenlosen Unwissenheit vornehm auszusprechen hätte ich nicht bei ihm vermutet.⁵²

In diesem Brief zeigt sich nun sehr deutlich, was der Niebuhr-Biograph Witte meint, wenn er über dessen Umgang mit anderen Menschen schreibt: »[...] bei Niebuhrs reizbarem, leicht verletzlichen und im Umgang mit anderen Menschen zu bitterer Heftigkeit neigenden Charakter.«⁵³ Arnim war froh, die Redaktion am 31. Januar abzugeben, und Niebuhr war froh, daß Arnim sie zurückgab. »Zeitungs-geschäft. Häkeleien mit Niebuhr« notiert Arnim Jahre später in einer autobiographischen Skizze.⁵⁴ Und Niebuhr schreibt am 5.2.1814 an seinen Vater: »Die welche nach mir die Redaktion bekommen, hatten sie traurig in Verfall geraten lassen, ich habe jetzt nicht wenig zu tun um das Blatt wieder in Achtung und Ansehen zu bringen.«⁵⁵ Niebuhr war auch jetzt nur etwa drei Wochen Herausgeber seiner Zeitung, dann mußte er zu weiteren Verhandlungen nach Holland. Arnim war trotz aller Meinungsverschiedenheiten wohl nicht im Streit geschieden. So gab er Niebuhr und nach dessen Weggang seinem Nachfolger Rühls noch Informationen aus ihm zugegangener Korrespondenz für die Zeitung weiter und las wohl auch noch die Zeitung. Zumindest ist so seine Bemerkung in einem Brief an Wilhelm Grimm vom 11.2.1814 zu verstehen:

Ich erwarte, daß die Soldatenliebhaberei der Fürsten, die sonst so unendlich leer und nichtig war, künftig innern Gehalt in dem entwickelten Muthe erreichen werde, daß aber, wie Niebuhr

⁵¹ Ebenda, S. 453–455.

⁵² Ebenda, S. 455.

⁵³ Witte: Der preußische Tacitus, S. 27.

⁵⁴ Hs FDH B 44, S. 211.

⁵⁵ Niebuhr: Briefe, Bd. 2, S. 456.

hofft, mit diesen heimkehrenden Heeren ein so besondrer allgemeiner Geist, eine rasche Entwicklung aller öffentlichen Verhältnisse sogleich eintreten werde, daran zweifle ich, vielmehr ist es wahrscheinlich, daß die Welt mit der Masse von Leuten überschwemmt, die ihr Früheres vergessen und nichts bedeutend Neues sich erworben haben, jeder Willkür die Hand bieten wird. Reimer, dem ich Deinen Brief nachgesendet habe, ist Hauptmann der Berliner Landwehr, er giebt gewiß keinen sonderlich geschickten Offizier und sein Buchhandel liegt inzwischen nieder.⁵⁶

Wilhelm Grimm berichtet am 13.2.1814 an Arnim:

Vor einigen Tagen ist die zweite Abtheilung der sächsischen Armee durchgekommen, lauter schöne und gut gerüstete Leute; die Landwehr hat mir besonders gefallen. Ein Jenaer Student, der zu den Freiwilligen gehörte, erzählte, Göthe sei ganz still und ziehe sich zurück; vielleicht weil er neulich einen unangenehmen Auftritt gehabt. Als er nämlich noch mit dem französischen Orden an den Hof gekommen, habe ihn ein österreichischer Colloredo, der da gewesen, deshalb hart angefahren, ob er nicht wisse, daß jetzt keine Zeit dafür sei. Wer weiß übrigens, ob es wahr ist, es war einer von denen die ihm nicht geneigt sind.⁵⁷

Arnim hielt diese Informationen für berichtenswert und gab sie unverzüglich an Niebuhr weiter, der sie in Nr. 27 vom 18. Februar aufnahm. Noch in einem zweiten Fall gab Arnim Informationen an den neuen Herausgeber des *Preußischen Correspondenten* weiter. Er schreibt am 19.3.1814 an Perthes:

Den übersandten Aufsatz habe ich dem jezigen Herausgeber des Preus: Correspondenten H. Prof. Rühs übergeben, der Ihnen von seiner Absicht Nachricht geben wird, ihn nebst andern hanseat. Aufsätzen in seinem polit: Journale bekannt zu machen. Die ängstliche Censur, Reimers Abwesenheit, einige Differenzen mit Niebuhr machten es mir sehr erwünscht die Herausgabe der Zeitung abgeben zu können, Niebuhr übernahm sie wieder auf kurze Zeit, dann wurde er vom Könige nach Amsterdam gesendet, nach ihm folgte Pr. Woltmann, der wurde es bald müde, ihm folgte Prof Rühs, der es auch schon überdrüssig ist.⁵⁸

Ein von Perthes verfaßter Artikel in dem von Rühs herausgegebenen Journal ist jedoch nicht bekannt. Am 24.6.1814 schreibt Gunda Savigny an ihren Schwager Arnim, der seit dem April auf seinem Gut in Wiepersdorf lebte: »Niebuhr sehr zufrieden mit dem Correspondenten, sonst unzufrieden mit Gott und der Welt.«⁵⁹

Damit war das Kapitel Arnim und Niebuhr und der *Preußische Correspondent* endgültig beendet. Es blieb jedoch in den folgenden 17 Jahren ein loser Kontakt zwischen beiden, Arnim zumindest verfolgte Niebuhrs weitere Schriften mit einigem Interesse. Niebuhr wurde 1816 Gesandter Preußens am Vatikan und blieb dort bis 1823. 1824 bis 1825 war er Mitglied des Preußischen Staatsrats und lehrte seit 1825 bis zu seinem Tode am 2.1.1831 an der Bonner Universität. Arnim lebte von nun an als Gutsbesitzer und Schriftsteller überwiegend auf seinem Gut in Wiepersdorf.

In einem Brief Arnims an Görres, der die Grundlage für einen Artikel im *Rheinischen Merkur* vom 21.2.1815 bildet, heißt es: »Ueber Sachsen wirst du die Schrift von Niebuhr gelesen haben, eben erscheint eine zweite Auflage, welcher

⁵⁶ Steig, Grimm (Hrsg.): Arnim und die ihm nahe standen, Bd. 3, S. 294.

⁵⁷ Ebenda, S. 298.

⁵⁸ Weiss: Unveröffentlichte Briefe Achim von Arnims, S. 87.

⁵⁹ Stoll: Savigny, S. 110.

die Anmerkungen gegen den aberwitzigen Moniteur enthält, welche der Censor der ersten Auflage ein gewisser Renfer zurückgewiesen hatte.«⁶⁰ Niebuhr hatte 1814 die Schrift *Preußens Recht gegen den sächsischen Hof* veröffentlicht, worin er eine ähnliche Meinung zur Angliederung Sachsens zu Preußen vertrat wie Arnim. Und Wilhelm Grimm schreibt am 13.4.1815 an Arnim:

Der erste Band der Edda ist endlich fertig geworden und wird Dir von Reimer in meinem Namen geliefert werden. Sag mir nun Deine Meinung, wie Dir die Bearbeitung gefällt, in der Prosa-Uebersetzung ist versucht die Gedichte so nah und klar als möglich unsrer Zeit herbeizurücken, und es kommt mir vor, sie läsen sich da wie schöne, großartige Märchen. Reimer wird an Savigny zwei Exemplare liefern, bitte ihn doch, daß er eins davon in unserm Namen an Niebuhr gibt; der könnte uns wohl seine Meinung über unser kritisches Verfahren sagen, überhaupt über die Art wie wir den Text behandelt.⁶¹

In einem Brief vom 12.5.1815 an Savigny bezieht sich Arnim noch einmal auf Niebuhrs Schreiben an ihn hinsichtlich des Miranda-Aufsatzes von Buchholz und bemerkt leicht süffisant triumphierend:

Was hast Du zu der Zeitungsnachricht gesagt, daß Miranda erst jetzt zu Cadix strangulirt worden, nachdem Niebuhr mit solchem Hohne dem Buchholz vorgeworfen, er lasse Miranda (es war voriges Jahr) noch leben, nachdem er längst zu Caracas hingerichtet worden. Es ist mir nun schon mehrmals begegnet, daß ich ihn in sichern historischen Angaben völlig falsch und doch sehr positiv gefunden habe, ich bin gewiß, wenn nur einer sich ganz drüber her machte, in der römischen Geschichte fände sich Gleiches.⁶²

Und Savigny, der weiterhin sehr viel von Niebuhr hielt, antwortete: »Deine Bemerkung über Niebuhr und Miranda ist teuflisch.«⁶³ Als Niebuhrs Frau Amalie am 20. Juni 1815 starb, schrieb Arnim an Savigny: »Die arme Niebuhr thut mir leid und er noch viel mehr, sie ist ihm durch nichts zu ersetzen, es sey denn, daß er eine ganz neue Lebensbahn wagt.«⁶⁴

Als im Juli 1815 Bettine das Gerücht hörte, Niebuhr würde nach Rom gehen, schrieb sie in einem Brief Arnims an Savigny an ihre Schwester Gunda:

Da nun Niebur abreist so wäre wohl die Wilhelmine zu bekommen, wenn es auch ein paar Thaler mehr Lohn käme oder glaubst Du wohl, daß die Albertine die Küche bei mir versähe da ich hier eine Küchenmagd habe die alle grobe Arbeit versieht, auf alle Fälle wär mir die Wilhelmine sehr lieb weil sie den Arnim immer nach seinem Geschmack gekocht hat. Suche sie für mich zu gewinnen, schreib mir wo möglich mit umgehender Post darüber, Du kanst sie ja gleich nach Lesung dieses Briefes sprechen, da Nieburs Wohnung Dir so nah ist.⁶⁵

Niebuhr reiste jedoch erst ein Jahr später, Ende Juli 1816 als preußischer Gesandter nach Rom.

Im Zusammenhang mit den politischen Auseinandersetzungen der beginnenden Restaurationszeit schreibt Arnim an Wilhelm Grimm am 25.11.1815: »Gäb es nur

⁶⁰ Biblioteka Jagiellonska, Krakow, Sammlung Meusebach.

⁶¹ Steig, Grimm (Hrsg.): Arnim und die ihm nahe standen, Bd. 3, S. 326.

⁶² Arnim: Briefe an Savigny, S. 116.

⁶³ Stoll: Savigny, S. 141.

⁶⁴ Arnim: Briefe an Savigny, S. 123.

⁶⁵ Ebenda, S. 125.

einen Tugendverein, wie ihn der Schmalz denunciirt, wie ihn Niebuhr fürchtet.«⁶⁶ Niebuhr hatte 1815 mit einer eigenen Schrift sehr scharf auf die sogenannte Schmalzsche Denunziation geantwortet.⁶⁷ Über diese Flugschrift hatte Arnim in einem Beitrag im Rheinischen Merkur geschrieben: »Nun hieß es, Schmalz werde auf alle diese Gerüchte antworten; ich bin sehr neugierig, was das Männchen gegen Niebuhrs zermalmenden Ernst aufbringen kann.«⁶⁸ Und in einem sehr resignativen Brief vom 17.12.1815 an Savigny präzisiert er diese kritische Aussage noch:

Ich weiß nicht, wie mich dies auf Görres führt, der nie Verse gemacht hat, aber seine politischen Aufsätze sind mir grossentheils ein falsches Machwerk, und nur sein Charakter ist, der alles wieder vergütet, die Redlichkeit und Offenheit seiner Ueberzeugungen, der Muth, die Ausdauer. Und wenn ein andres Blat mit gleicher Gesinnung, gleich guten Mitarbeitern und Preßfreiheit sich bildete, so thäte es mir leid, wenn er die Zeit seinen herrlichen Arbeiten über Geschichte der Ideen, Mythen, Poesien für dieses überflüssige Wortmachen abstähle. Hätte Niebuhr Charakter so wäre er ihm unendlich überlegen, gegenwärtig ist es ein gefährlicher Schriftsteller, wo er die Zeit berührt und es ist gut, daß in der jezigen Zeit Schriftsteller wie Arndt und Görres, so ärmlich sie eigentlich an politischer Ansicht seyn mögen, jene andre Gattung der reichhaltigen aber characterlosen Politiker verdrängt haben.⁶⁹

Am 24. Juni 1816 heiratete Niebuhr wieder. Arnim kommentiert das vorab in einem Brief vom 15.6.1816 an Savigny:

Die Nachricht von Niebuhr hat mich überrascht, er ist und bleibt ein kuriozes Kerlchen, und wird es auch bey dieser Gelegenheit nicht an seltsamen Sprüngen fehlen lassen. Sage ihm meinen herzlichen Glückwunsch. Gerade wie mein Burgemeister Berthold, den ich ihm einst vorlas, hat auch er erst reiten gelernt, ehe er sich ans Freyen gemacht, – das hat er ihm nachgemacht, wir werden sehen, ob er so gut schliest wie jener.⁷⁰

Niebuhr war inzwischen in Rom, als sich in Berlin ein Prozeß um ihn entspann. Arnim schreibt am 3.1.1817 an Jacob Grimm: »In Berlin erscheint jetzt eine neue Zeitung, der Gesellschafter von Gubitz, woran ich aus Aerger gegen den Merkel theilnehmen werde, der neulich aus bloßer Dummheit den Niebuhr des Diebstahls beschuldigt in der Meinung, er habe die Blätter aus den Veroneser Handschriften ausgerissen.«⁷¹ Steig kommentiert diesen Vorgang ausführlich:

Ueber diese Angelegenheit findet sich im Alten Freymüthigen Nr. 91, vom 28. December 1816, die folgende Nachricht: ‚Ein Norddeutscher Gelehrter hat bei der Durchreise durch Verona, einem gelehrten Freunde in Berlin, vier alte beschriebene Blätter geschickt, welche ‚merkwürdige Bruchstücke juristischer Schriften‘ seyn sollen, ‚die sich in der Bibliothek des Domcapitels zu Verona befinden‘. Ein dritter Gelehrter bemüht sich sehr eifrig, in No. 317, der Leipziger Literatur-Zeitung, zu beweisen, wie wichtig diese vier, zu drei verschiednen Manuscripten gehörende Blätter sind. Sehr zu bedauern ist, daß nicht hinzugefügt wurde, welche Autorität zu Verona die Gefälligkeit hatte, das Ausreißen oder doch Mitnehmen dieser

⁶⁶ Steig, Grimm (Hrsg.): Arnim und die ihm nahe standen, Bd. 3, S. 335

⁶⁷ *Über geheime Verbindungen im preußischen Staat und deren Denunziation*. Berlin 1815.

⁶⁸ Arnim: Werke, Bd. 6, S. 500.

⁶⁹ Arnim: Briefe an Savigny S. 134.

⁷⁰ Ebenda, S. 138.

⁷¹ Steig, Grimm (Hrsg.): Arnim und die ihm nahe standen, Bd. 3, S. 364.

wichtigen Blätter aus Büchern einer dem Staat gehörenden Bibliothek, zu erlauben: denn ohne Erlaubniß geschah es gewiß nicht. – O quantum est in rebus – Was?« Ueber den Proceß, den Savigny für Niebuhr beim Kammergericht einleitete, giebt Merkel seine Darstellung in dem Buche ‚Deutschland, wie ich es nach einer zehnjährigen Entfernung wiederfand‘ (Riga 1818. 1, 128 bis 132). Wenn nun Merkel darin so thut, als ob er über den Ausgang des Processes nichts wisse, so hält ihm Kotzebue in einer Anzeige des Buches im Litterarischen Wochenblatte höhnisch vor, daß er ja eben dieses Processes wegen Berlin verlassen habe, und daß ihm seine Verurtheilung amtlich nach Riga gemeldet worden sei. Erkannt war gegen ihn (Niebuhrs Lebensnachrichten 2, 182) auf sechsmonatliche Gefängniß- oder 500 Thaler Geldstrafe.⁷²

Auch in einem Brief an die Grimms vom 19.2.1817 geht Arnim auf diesen Vorgang ein: »Merkel hatte vor einiger Zeit die Infamie, zu erzählen, daß Niebuhr Manuscripte gestohlen, ich zeigte es Savigny, der macht ihm den Proceß, es war wegen der Veroneser Fragmente.«⁷³

Als Jacob Grimm im März 1817 für einige Wochen nach Heidelberg reiste, um dort aus Rom angekommene Handschriften anzusehen, schrieb ihm Arnim: »Lebwohl, sei so glücklich im Finden, wie Niebuhr zu Rom, der dort wieder den Urco-dex der Pandekten aufgefunden hat, von dem man so lange nichts wußte. Achim Arnim.«⁷⁴ Als Niebuhr Anfang 1817 eine Biografie seines im Jahr zuvor gestorbenen Vaters veröffentlichte, schrieb Arnim eine sehr wohlwollende Kritik, die am 14.4. im *Gesellschafter* abgedruckt wurde und die er mit folgenden Brief an Niebuhr nach Rom schickte:

Hochgeehrter Freund! Die Gelegenheit durch Frau von Humboldt Ihnen die Einlage postfrey zukommen zu lassen, veranlasst mich Ihnen dieses unbedeutende Zeichen meiner Dankbarkeit, für den Genuß, welchen mir die Lebensbeschreibung Ihres herrlichen Vaters gewährte, zu übersenden. Mein Auszug hat durchaus keinen andern Werth, als den er durch weitere Verbreitung Ihres Werks in Kreisen, wo sonst so etwas als zu gelehrt nicht gelesen wird, sich verdienen kann. Ich verbinde mit dieser kleinen Gabe eine grosse Bitte, den Herausgeber des Gesellschafters H. Prof. Gubitz, der Ihnen als der geschickteste lebende Holzstecher Deutschlands bekannt seyn wird, mit einigen Nachrichten von Kunstwerken und Künstlern Roms und Italiens, von charakteristischen Vorfällen gelegentlich zu unterstützen; vielleicht wäre Ihnen dies, ohne eigne Beschwerde, durch einen der jungen Künstler Roms thunlich, auf dessen Ehrlichkeit Sie Vertrauen setzen. Was Ihnen vielleicht unbequem wäre, nämlich das Honorar, würde vielleicht einen solchen jungen Künstler in der theuren Zeit recht willkommen zufallen, es beträgt 8 rth für den Bogen, auch brauchen die Briefe nicht frankirt zu seyn, sie werden an die hiesige Maurerscher Buchhandlung für H. P. Gubitz gesendet. Manchem jugendlichen noch ungerühmten Talente kann so eine öffentliche Notiz für sein Fortkommen wichtig werden, es liessen sich davon Beyspiele erzählen, wo kein Lob geachteter Kenner, sondern nur ein öffentlicher Beyfall von unbekannter Hand in den Zeitungen fruchtete. Ein kleines Interesse kann das Blat Ihnen vielleicht dadurch erwecken, daß der Herausgeber mit demselben die Absicht verband es den sinnlosen Albernheiten des Merckelschen Freymüthigen entgegen zu setzen.

Von allem Grossen, was hier nicht zur Geburt kommen will, und die Geburtshelfer noch immer öffnet, werden Sie durch Ihre Freunde, die davon mehr als ich wissen, unterrichtet seyn. Etwas Lieberes ist mir geboren, ein kräftiger Junge – vielleicht hat Sie die Zukunft, zu der wir alle hoffen, auch nach Schmerz und Jammer mit Kinderschreien begrüßt, denn ohne Jammer mag es wohl auch unter dem milderen Himmel Italiens nicht abgehen, obgleich unser Geburts-

⁷² Ebenda, S. 364–65.

⁷³ Ebenda, S. 370.

⁷⁴ Ebenda, S. 373.

helfer versicherte, das wärmere Klima und auch die Sommerzeit bey uns sey erleichternd förderlich der Geburt und den Gebornen.

Wir schwelgen hier im Ueberfluß berühmter Männer, welche der Staatsrath versammelt hat, – wären Sie nur unter der Zahl. Dieser mein aufrichtiger Wunsch klingt mir aus vielen wieder und vielleicht wäre seine Erfüllung auch Ihnen nicht unangen[ehm.]

Von öffentlichen Blättern kann ich Ihnen den Hanseatischen Beobachter, der in Hamburg erscheint, als das einzige empfehlen, worin zu vielen eine freye Ansicht über hiesige Angelegenheiten vorzutreten wagt.

Meine Hochachtung und Ergebenheit versichere ich Ihnen nicht aus Angewohnheit, sondern aus Ueberzeugung.

Ludwig Achim v Arnim Berlin d 13 März 1817.⁷⁵

Eine Antwort auf Arnims Brief ist nicht überliefert, auch keine positive Reaktion Niebuhrs, der mit der deutschen Künstlerkolonie in Rom verkehrte und sich für sie einsetzte, auf die von Arnim vorgetragene Bitte, Gubitz zu unterstützen. Niebuhr blieb bis 1823 in Rom. Am 24.8.23 schrieb Savigny aus Schlangenbad an Arnim:

Niebuhr war hier mit seiner Familie 5 Tage lang. Die Kinder sind in der That sehr hübsch und ausgezeichnet, der Sohn besonders recht klug und entwickelt, und daneben sehr kindlich natürlich und folgsam. Niebuhr war noch nicht entschieden, wo er den Winter zubringen wollte, wird aber wahrscheinlich die Familie in Bonn lassen, und selbst auf kurze Zeit nach Berlin gehen.⁷⁶

Niebuhr ging dann auch für einige Zeit nach Berlin, um seine politischen Chancen auszuloten. So traf er auch mit Bettina von Arnim zusammen, die am 1.7.1824 an ihren Mann schreibt: »Niebuhr hat meine Zeichnung gesehen, mich ermahnt mit Tränen, mich für den größten Künstler Deutschlands ausgeschrieen p. p. – er läßt Dich grüßen.«⁷⁷ Und am 12.9.24 schreibt sie aus Schlangenbad: »Niebuhr hat mich als die einzige malerische Erfindungsquelle bezeichnet, gegen die sein geliebter Cornelius sich beugen muß; alle Künstler wollen meinen Faustraum sehen p. p.«⁷⁸ Niebuhr war inzwischen auf Vorschlag des Kronprinzen in den preußischen Staatsrat berufen worden und nahm vier Monate lang bis Mitte April 1825 an den Tagungen des Gremiums teil.⁷⁹ So schreibt Bettina am 29.1.1825 an Arnim:

Savigny ist unwohl, er liegt Tage lang auf dem Sofa. Niebuhr kam gestern in großer Staatsuniform mit östreichischem Orden von Prinz Friedrich, ihn zu besuchen und sah so toll wunderbarlich aus, daß ihm die Kinder auf der Straße nachliefen. Ich bitte Dich von Herzen, recht bald zu kommen, ich erwarte Dich schon heute, obwohl ich weiß, daß Du vor 8 Tagen nicht zu erwarten bist, aber den nächsten Sonntag mußt Du hier sein.⁸⁰

⁷⁵ Härtl: Briefe, S. 152–152.

⁷⁶ Stoll: Savigny, S. 311.

⁷⁷ Vordtriede: Achim und Bettina in ihren Briefen, Bd. 2, S. 458.

⁷⁸ Ebenda, S. 485.

⁷⁹ Witte: Der preußische Tacitus, S. 144.

⁸⁰ Vordtriede: Achim und Bettina in ihren Briefen, Bd. 2, S. 509.

Und am 24.4.25: »Niebuhr hat mich beim Abschied trefflich viel geküßt.«⁸¹ Der hatte nämlich, weil er keine Chance sah, als Bürgerlicher eine wichtige politische Rolle in Berlin zu spielen, den Entschluß gefaßt, wieder nach Bonn zu gehen und dort an der Universität Geschichte zu lehren. Arnim nahm auch zukünftig kritischen Anteil an Niebuhrs Arbeit, so schreibt er am 23.12.1826 an Savigny: »Das rheinische Magazin für Jurisprudenz und Philologie zeichnet sich im ersten Stücke sehr bedeutsam aus, ein Paar Aufsätze darin von Niebuhr und eine sehr schlecht geschriebene Vorrede von ihm.«⁸²

Am 20.12.1830 schreibt Wilhelm Grimm an Arnim: »Und wie viele, auf deren Meinung man etwas gibt, urtheilen mit der ehrlichsten Gesinnung so ganz entgegengesetzt. Niebuhr z. B. sieht mit manchen ganz schwarz und scheint sich in der Vorrede zu dem neusten Bande der römischen Geschichte einer völligen Verzweiflung zu überlassen.«⁸³

Am 2. Januar 1831 starb Niebuhr 54-jährig. Am 12.1.1831 schreibt Arnim an Bettina: »Wenn es Savigny belästigt, Geld vorzustrecken, so werde ich dieses durch die Post senden. Er wird durch Niebuhrs Tod sehr angegriffen sein, auch ich bedauere herzlich den braven Mann, sowie den glänzenden Kreis von Talenten und Kenntnissen, der ihm zu Gebote stand.«⁸⁴ Und als kurze Zeit darauf auch Niebuhrs Frau stirbt, schreibt Bettina an Arnim am 18.1.1831:

Hast Du auch schon gehört, daß die arme Niebuhr ihrem Manne nachgestorben ist? Savigny ist Vormund der Kinder, der andere Vormund, den Niebuhr ernannt hatte, ist unterdessen auch gestorben, man sagt, bei Niebuhr und seiner Frau habe das viele Aderlassen Schuld gehabt, Stüler hat indessen hier manche ausgezeichnete Kuren gemacht, die ihm sehr viel Ruhm eingeerntet haben. Ich danke Gott, daß Du keinen übermütigen Arzt in Deiner Nähe hast, indessen fürchte ich auch, daß Du nicht soviel an Dich wendest, um den Groß von Jüterbog holen zu lassen, dies wäre sehr unrecht von Dir und ich bitte Dich recht sehr, es doch nicht zu versäumen und mir zu schreiben, daß Du ihn geholt hast.⁸⁵

Am selben Tag schreibt Arnim an Savigny:

Niebuhrs Tod hat mich betrübt, auch Deinetwegen. Sehr zu bedauern ist, daß ihn sein philologischer und diplomatischer Kitzel an der Beendigung seines Hauptwerkes gehemmt hat. Kein Mensch wird es ihm danken, daß er in Rom negociirt und einige Schreibfehler der Byzantiner verbessert hat.⁸⁶

Die von Bettina in ihrem Brief an ihren Mann ausgedrückte Sorge hinsichtlich seiner Gesundheit war nicht unbegründet, denn am 21. Januar 1831 starb auch Arnim. Die Sterbefälle sowohl Niebuhrs als auch Arnims erschienen Savigny in einem Brief an Perthes als »Zeichen einer Zeit, die so aus allen Fugen zu gehen

⁸¹ Vordtriede: Achim und Bettina in ihren Briefen, Bd. 2, S. 524.

⁸² Arnim: Briefe an Savigny S. 162.

⁸³ Steig, Grimm (Hrsg.): Arnim und die ihm nahe standen, Bd. 3, S. 615.

⁸⁴ Vordtriede: Achim und Bettina in ihren Briefen, Bd. 2, S. 927.

⁸⁵ Ebenda, S. 928.

⁸⁶ Arnim: Briefe an Savigny S. 178.

droht.«⁸⁷ Und an die Brüder Grimm schrieb er: »Ist es aber nicht, als sollte eine ganze Generation von der Erde weggenommen werden?«⁸⁸

Literaturverzeichnis

- Arnim, Achim von: Briefe an Savigny 1803–1831. Mit weiteren Quellen als Anhang. Hrsg. u. kommentiert von Heinz Härtl. Weimar: Böhlau 1982 (Schätze aus der deutschen Staatsbibliothek).
- Arnim, Achim von: Werke in sechs Bänden. Bd. 6: Schriften. Hrsg. von Roswitha Burwick, Jürgen Knaack und Hermann F. Weiss. Frankfurt am Main: Deutscher Klassiker Verlag 1992.
- Czygan, Paul: Zur Geschichte der Tagesliteratur während der Freiheitskriege. Bd. 1–2. Leipzig: Duncker & Humblot 1909–1911.
- Der Preußische Correspondent. Berlin: Realschul-Buchhandlung 1813/14. (PC)
- Dreyhaus, Hermann: Niebuhr und Achim von Arnim. – In: Preußische Jahrbücher. 157. Band. Berlin: Reimer 1914, S.356–362.
- Grimm, Jakob und Wilhelm: Briefe der Brüder Grimm an Savigny. Hrsg. von Wilhelm Schoof. Berlin, Bielefeld: Erich Schmidt 1953.
- Härtl, Heinz: Briefe Arnims an Brentano aus dem Arnim-Nachlaß des Goethe- und Schiller-Archivs. Mit zwei Gegenbriefen Brentanos an Arnim und einem Brief Arnims an Niebuhr als Anhang. In: Burwick, Roswitha/Fischer, Bernd (Hrsg.): Neue Tendenzen der Arnimforschung. Bern: Peter Lang 1990. S.120–197.
- Hensler, D. (Hrsg.): Lebensnachrichten über Barthold Georg Niebuhr aus Briefen desselben und aus Erinnerungen einiger seiner nächsten Freunde. Bd. 1–3. Hamburg: Perthes 1838–1839.
- Knaack, Jürgen: Achim von Arnim. – Nicht nur Poet. Darmstadt: Thesen 1976.
- Knaack, Jürgen: Achim von Arnim und der »Preußische Correspondent«. In: Ulfert Ricklefs (Hrsg.): Universelle Entwürfe – Integration – Rückzug: Arnims Berliner Zeit (1809–1814). Tübingen: Max Niemeyer 2000, S.133–141.
- Lettow Vorbeck, Max von: Zur Geschichte des Preußischen Correspondenten von 1813 und 1814. Berlin 1811.
- Niebuhr, Barthold Georg: Die Briefe Barthold Georg Niebuhrs. Hrsg. von Dietrich Gerhard und William Norvin. Bd. 1–2. Berlin: de Gruyter 1926–1929.
- Ricklefs, Ulfert: Magie und Grenze. Arnims »Päpstin Johanna«-Dichtung. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1990.
- Schleiermacher, Friedrich Daniel Ernst. Kleine Schriften 1786–1833. Hrsg. von Matthias Wolfes und Michael Pietsch. (Bd. 14 der Kritischen Gesamtausgabe). Berlin, New York: de Gruyter 2003.
- Steig, Reinhold, und Herman Grimm (Hrsg.): Achim von Arnim und die ihm nahe standen. Bd. 1: Achim von Arnim und Clemens Brentano. Bd. 2: Achim von Arnim und Bettina Brentano. Bd. 3: Achim von Arnim und Jacob und Wilhelm Grimm. Stuttgart: Cotta 1894–1913.
- Stoll, Adolf: Friedrich Karl v. Savigny. Professorenjahre in Berlin 1810–1842. Berlin: Carl Heymanns 1929.
- Treitschke, Heinrich von: Zum 27. August 1876. Briefe von B. G. Niebuhr und G. A. Reimer. In: Preußische Jahrbücher. Bd. 38. Berlin: Reimer 1876, S.172–201.

⁸⁷ Stoll: Savigny, S. 428.

⁸⁸ Ebenda, S. 426f.

- Vordtriede, Werner: Achim und Bettina in ihren Briefen. Bd. 1–2. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1961.
- Weiss, Hermann F.: Unveröffentlichte Briefe Achim von Arnims nebst anderen Lebenszeugnisse II 1811–1830. – In: *Literaturwissenschaftliches Jahrbuch*. N.F. 22 (1981), S. 71–154.
- Witte, Barthold C.: *Der preußische Tacitus. Aufstieg, Ruhm und Ende des Historikers Barthold Georg Niebuhr 1776–1831*. Düsseldorf: Droste 1979.
- Zimmer, Heinrich W. B.: *Johann Georg Zimmer und die Romantiker*. Frankfurt am Main: Heyder & Zimmer 1888.

HOLGER SCHWINN

Kein Arnim. Nirgends:
Weshalb Christa Wolf jemand anders an den Rhein versetzte

Eine ebenso fiktive romantische Zusammenkunft, wie die im Kapitel »Die andere Wahrheit« im *Butt* gestaltete,¹ zeitlich drei Jahre vor dieser – 1804 – angesiedelt, schildert die zwei Jahre nach Günter Grass' Roman – 1979 – erschienene erzählende Prosa *Kein Ort. Nirgends*: »Daß sie sich getroffen hätten: erwünschte Legende. Winkel am Rhein, wir sahn es. Ein passender Ort.« (11²) »Sie«, das sind Karoline von Günderrode und Heinrich von Kleist; eine vierundzwanzigjährige Stiftsdame, hervorgetreten unter dem männlichen Pseudonym Tian mit *Gedichten und Phantasien*, und ein sechsundzwanzigjähriger ehemaliger Soldat, Schöpfer der Tragödien *Die Familie Schroffenstein* und *Robert Guiskard, Herzog der Normänner*³, sie stehen im Mittelpunkt der Erzählung Christa Wolfs: zwei junge Schriftsteller an der Peripherie der Romantik. Zu ihnen gesellen sich im Text unter anderen an einem Tag im Juni: Gunda und Friedrich Carl von Savigny, Clemens Brentano und – »ein junges Ding von kaum zwanzig« (24) – die Bettina. »Natürlich ist sie es gewesen, die den Bruder bestimmte, von Offenbach mit herüberzukommen«, weiß die Erzählerin über die damals Neunzehnjährige zu berichten. »Die Günderrode war doch unangenehm berührt, als sie beim Eintreten ihn als ersten sah und neben ihm die Mereau, Sophie« (27f.), seine Frau, die Romanautorin und Lyrikerin.

Die wissenschaftliche Dokumentation der Lebensläufe um 1800 ließ und läßt Freiraum für eine solche literarische Rekonstruktion des Möglichen. In einer langen maßgeblichen Zeittafel aus dem Jahr 1961 zu Kleists Vita etwa findet sich unter »1803, Winter« der Hinweis: »Bekanntschaft mit [...] Karoline v. Günderrode?« Ferner ist für »1804, Anfang Juni« des Dichters Abreise aus Mainz verzeichnet (aus derjenigen Stadt, in der sich der zeitweilig Erkrankte seit jenem Winter des Vorjahres wiederholt aufhielt).⁴ Die Günderrode war in demselben Juni in Frankfurt am Main anzutreffen, wo sie Savigny und seine Frau Gunda (Kunigunde), geborene Brentano, sah, und auch auf dem Savigny'schen Gut Trages bei Hanau, wo ihr Bettina Brentano begegnet ist. Deren Bruder Clemens stand nach der Lektüre der *Gedichte und Phantasien* im Mai und Juni 1804 mit der jungen Verfasserin des Bändchens in einem kurzen Briefwechsel. Er wohnte damals

¹ Siehe dazu meinen Beitrag zur *Neuen Zeitung für Einsiedler* 3 (2003), S. 47–54.

² Seitenzahlen im Text ohne Bandangabe beziehen sich auf die Wolf-Werkausgabe in dreizehn Bänden, Bd. 6 (*Kein Ort. Nirgends / Der Schatten eines Traumes. Karoline von Günderrode – ein Entwurf / Nun ja! Das nächste Leben geht aber heute an. Ein Brief über die Bettine*). Die anderen Zitate nach jener Sammelausgabe folgen der Bandnumerierung in arabischen Ziffern.

³ Von Kleist 1803 verbrannt und nur als Fragment überliefert.

⁴ Vgl. Sembdner: *Lebenstafel*, S. 1020.

zusammen mit der acht Jahre älteren Sophie in Marburg. Die Geburt eines gemeinsamen Sohnes dort, der nur wenige Wochen lebte, datiert auf den 11. Mai. (Es ist das in *Kein Ort. Nirgends* erwähnte Kind Sophies: »Ja, zum Glück, jetzt war es gesund, außer Gefahr.« 28) Am 8. Juli verließ das Ehepaar die Stadt. Zuvor, von April bis kurz vor der Abreise, hatte Brentano wiederholt von Marburg aus nach Trages geschrieben – an Savigny. Ein kurzes Aufeinandertreffen der Genannten wie auch des weiteren Personals der Erzählung in jenem Juni am Rhein wäre also im großen und ganzen im Bereich des Denkbaren. Wolfs literarisch-gewissenhaftes Ausmalen dieses (gleichwohl wenig wahrscheinlichen) Denkbaren jedenfalls im Sinne des von ihr angestrebten ›authentischen Erzählens‹ läßt sich als eine Variante des Grass'schen »Anspruch[s]« auffassen, »in der Fiktion genauere Fakten vorstellen zu können als die historisch überlieferten«⁵. »Mit der Aufnahme eines traditionsreichen Sujets, der Künstlerproblematik«, ist dazu ergänzend gefolgert worden, »suchte sie nach einer für sie neuartigen Möglichkeit, Dichtung als Instrument von Wahrheitssuche zu nutzen. Günderrode und Kleist sind in dieser Konstellation Fiktion und Dokument zugleich«.⁶ Darüber hinaus scheint der von beiden Figuren gegen Ende der Erzählung beobachtete Abendhimmel in »Rosarot« und »Apfelgrün«, Farben, »die sonst in der Natur nicht vorkommen« (103), unmittelbar auf die durchgehend rot-grüne Farbsymbolik des unter der Überschrift »Im sechsten Monat« in elf Kapiteln behandelten Romantik-Abschnitts des *Butt* zu rekurrieren. Im Gegensatz zum Roman aber verzichtet der kompakte Prosatext auf eine narrative Unterscheidung der Zeitebenen ›Vergangenheit‹ und ›Gegenwart‹. Statt dessen wird – das alte Versteckspiel, um eine Zensur zu umgehen – Gegenwärtiges im Vergangenen artikuliert, so zum Beispiel in den Ausführungen Kleists zum Verhältnis Schriftsteller/Staat:

Soll der Staat meine Ansprüche an ihn, soll er mich verwerfen. Wenn er mich nur überzeugen könnte, daß er dem Bauern, dem Kaufmann gerecht wird [...]. Die Menge, heißt es. Soll ich meine Zwecke und Ansichten künstlich zu denen der ihren machen? Und vor allem: Was ihr wirklich zuträglich wäre, ist noch die Frage. Nur stellt sie niemand. Nicht in Preußen. (62)

Nicht im Preußen Friedrich Wilhelms III. – und nicht in der Deutschen Demokratischen Republik der späten siebziger Jahre, mag der Leser in Gedanken ergänzen. Denn: »Bei den frühen Romantikern bin ich der Frage nachgegangen: Wie sind sie, die das Scheitern der Ideen der Französischen Revolution erlebten, damit fertig geworden?«, so erläuterte Christa Wolf 1999 die Funktion des ›Projektionsraums Romantik‹ für ihr Schreiben in der DDR der Jahre nach der Biermann-Ausbürgerung: »*Kein Ort. Nirgends* heißt ja, daß ich keinen Ort mehr sah, an dem ich intellektuell, geistig, politisch zu Hause fühlte.«⁷

Mit der Ortlosigkeit des Traumlandes, das nirgends ist, Utopias/der Utopie (grch.-frz.; ›kein Ort‹), beschäftigt sich eine Reihe in verschiedenen Jahrzehnten publizierter, aber dennoch in einem gemeinsamen Entstehungszusammenhang stehender Wolf-Texte, die den Kontext der Romantik-Erzählung bilden. Zu nennen sind hier vor allem *Was bleibt* und *Sommerstück*, ferner die Essays *Der Schatten eines Traumes* und *Nun ja! Das nächste Leben geht aber heute an*. Auch der

⁵ Sieger: »Gestern ...«, S. 272.

⁶ Hörnigk: Wolf, S. 186.

⁷ Wolf/Löffler: ZEIT-Gespräch, S. 52.

in Gemeinschaft mit Gerhard Wolf zusammengestellte Sammelband *Ins Ungebundene geht eine Sehnsucht. Gesprächsraum Romantik* – in dem die Autorin die beiden Essays sowie ihre Geschichte um Kleist und die Günderrode erneut veröffentlicht hat – ist diesem Zusammenhang zuzurechnen (mit Beiträgen unter anderem zu Friedrich Hölderlin, Heinrich Heine und Ludwig Achim von Arnim). In einem weiteren Sinne könnte man neben dem »sechsten Monat« des *Butt* auch den die Epoche des Dreißigjährigen Krieges wiederbelebenden »vierten Monat« und das an diesen thematisch anschließende *Treffen in Telgte* zu diesem Kontext zählen, wirft doch der spätere Nobelpreisträger darin gegen Ende der siebziger Jahre gleichfalls in historischer Projektion am Beispiel denkbarer Dichtertreffen die auch bei Wolf zentrale Frage nach dem »Sinn schriftstellerischen Arbeitens in widriger Zeit«⁸ auf. »Widrig« ist die in *Kein Ort. Nirgends* gespiegelte Zeit zunächst einmal politisch betrachtet; ist es doch die Zeit des Niedergangs der Ideale der Revolution und der »schönen Idee« Freiheit – wovon im Romantik-Abschnitt des *Butt* zwei Jahre zuvor gleichfalls berichtet worden war –, aber auch die Zeit der Ausbürgerung von »Dissidenten« und eines sich verdunkelnden Himmels zugleich, von dem dann in *Was bleibt* und, erneut in die Vergangenheit projiziert, in der Ich-Erzählung *Kassandra* deutlicher die Rede sein wird:

Ich bin blöd genug, sagte ich Panthoos, zu denken, einige folgen mir. Sie sind blöd genug, dir zu folgen, sagte Panthoos. Mindestens, wenn du zu mir kommst. Panthoos der Griechen war als der Konspiration mit Menelaos dem Griechen verdächtig unter Beobachtung gestellt. Jeder, der sich ihm näherte, geriet ins Netz. Auch ich. Kaum zu glauben: Der Himmel verdunkelte sich. Fatal der leere Raum, der sich um mich gebildet hatte. (7, 289)

»Widrig« ist die Zeit aber auch als eine neue, »moderne«, das heißt als eine »reibende Zeit« (Emil Staiger) Symptom einer funktional differenzierten Gesellschaft. Die Revolution in Frankreich vor allem markiert den »Bruch der Zeiten« (Thomas Nipperdey), den Wechsel von der »stratifikatorischen« zur »funktionalen Differenzierung«,⁹ wobei die Herausbildung von sozialen Teilsystemen mit Funktionsvorrang als ein Prozeß beschrieben werden muß, der lange vor der großen Umwälzung von 1789 eingesetzt hatte und der sich in mehreren Schüben und mit regional gewaltigen Verzögerungen auf dem gesamten Kontinent vollzog. »Die Trennung hat nun ihr Äußerstes erreicht«, meinte Friedrich Schlegel bereits 1803 in einer essayistischen Momentaufnahme festhalten zu können, »der Charakter Europas ist ganz zum Vorschein gekommen und vollendet, und eben das ist es, was das Wesen unsers Zeitalters ausmacht.«¹⁰ Und weiter: »Man hat es in der Kunst der willkürlichen Trennung, oder was dasselbe ist, im Mechanismus in der Tat sehr weit gebracht, und so ist denn auch der Mensch selbst fast zur Maschine geworden«¹¹. Einerseits zeigt er sich von der Modernität Europas fasziniert: »Der Geist des Menschen sollte sich hier zersetzen, seine Kraft sich ins Unendliche trennen und eben darum zu manchem fähig werden, wozu er es sonst nicht sein würde«¹²,

⁸ Sieger: »Gestern ...«, S. 272.

⁹ Vgl. Luhmann: Gesellschaftliche Struktur, S. 27f.

¹⁰ Schlegel: Reise, S. 75.

¹¹ Ebenda, S. 76.

¹² Ebenda, S. 73f.

andererseits aber entdeckt er »überall nichts als Gewinn und Wucher«¹³. Mit dem Heraustreten aus den althergebrachten Sozialformen und der Einbindung in die unterschiedlichsten sozialen Funktionseinheiten (oder Systeme) ist das abendländische Individuum systemtheoretisch betrachtet »sozial ortlos« geworden.¹⁴ »Die Einzelperson [...] kann sich beruflich/professionell im Wirtschaftssystem, im Rechtssystem, in der Politik, im Erziehungssystem usw. engagieren«, führt Niklas Luhmann dazu unter der Überschrift *Individuum, Individualität, Individualismus* aus, »aber sie kann nicht in einem der Funktionssysteme allein leben. Da die Gesellschaft aber nichts anderes ist als die Gesamtheit ihrer internen System/Umwelt-Verhältnisse und nicht selbst in sich selbst als Ganzes nochmals vorkommen kann, bietet sie dem Einzelnen *keinen Ort* mehr [Hervorhebung von mir, H. S.], wo er als »gesellschaftliches Wesen« existieren kann.«¹⁵ Der Einzelne begründet von nun an seine Individualität nicht mehr länger als »Natur« (unteilbare und abgetrennte) in Inklusion in ein gesellschaftliches Subsystem, sondern gleichsam dividiert in die verschiedensten Funktionen in Exklusion und durch Reflexion (einzigartige Weltkonstitution).¹⁶ »Ihr werdet durch den Gang der Geschäfte, die euch obliegen, in Stücke zerteilt, die kaum miteinander zusammenhängen«, faßt die Günderrode in der Erzählung Kleist gegenüber dieses Phänomen in Worte, die Männer meinent. »Es sei nämlich dahin gekommen, daß die Frauen, auch über Entfernungen hinweg, einander stützen müßten, da die Männer nicht mehr dazu imstande seien«; sie, die Frauen, seien »auf den ganzen Menschen aus«, aber sie könnten »ihn nicht finden.« (84) Eine mögliche – genuin romantische – Antwort auf die Zerstückelung des »ganzen Menschen« unter einer nur funktionalen Staatsmaschinerie sieht Wolf im *Schatten eines Traumes* »in Freundeskreisen Gleichgesinnter«: »Das ist es, was ich Antizipation, Vorwegnahme nennen will: der Versuch, die Vereinzelung zu durchbrechen und sich in neuen, produktiveren Lebensformen zu bewegen, Lebensformen aus dem Geist einer Gruppe heraus.« (120f.)

Wenn wir uns nun die Reihe der im Sinne dieser Konzeption in *Kein Ort. Nirgends* versammelten Personen aus dem Brentano-Kreis genauer anschauen, dann fällt auf, daß zumindest ein wichtiger Name fehlt: Arnim, Ludwig Achim von, der »Herz«- und »Liederbruder« des Clemens. Warum er nicht im Text auftritt, liegt auf der Hand: Er befand sich im Juni 1804 auf Bildungsreise, in England, in London. Also: Kein Arnim. Nirgends? – Nicht ganz. Denn versteckt ist auch der Abwesende anwesend: zum einen indirekt über die Freundinnen und Freunde, mit denen sein Name für den Leser untrennbar verbunden ist, vor allem über Clemens Brentano, mit dem er die in der Erzählung erwähnte »Volksliedersammlung« (35), *Des Knaben Wunderhorn*, herausgeben wird,¹⁷ auch über dessen bereits oben genannten Sohn (Achim Ariel Tyll), Arnims Patenkind, und nicht zuletzt über Bettina (von Arnim), mit der er sieben Kinder haben wird; zum anderen als Empfänger eines Freundschaftsbriefes, aus dem ein Zitat ohne Quellenangabe in die

¹³ Ebenda, S. 72.

¹⁴ Vgl. Luhmann: *Passion*, S. 16.

¹⁵ Luhmann: *Individuum*, S. 158.

¹⁶ Vgl.: Luhmann: *Passion*, S. 16f.; Luhmann: *Individuum*, S. 158–160.

¹⁷ »Wegen ihrer gemeinschaftlichen Herausgabe des »Wunderhorns«, konstatierte Heinrich Heine 1836, »pfllegt man [...] die Namen Brentano und Arnim zusammen zu nennen« (Die romantische Schule, S. 208).

erzählende Prosa montiert worden ist. »In dieser Zeit, allein stehen können, heist ein Rieße sein«, schrieb Brentano am 3. April 1804 aus Marburg an Arnim, »und ich glaube beinahe, man kann in unsern Tagen nicht dichten, man kann nur für die Poesie etwas thun, der Dichter lebt wie in einer Wüste, die wilden Thiere fallen ihn an, denn alle kann man nicht zahm singen, und die Affen tanzen ihm nach.«¹⁸ Die entsprechende Stelle in *Kein Ort. Nirgends* lautet:

Da sagt Brentano in einem ernsten Ton, der Kleist für ihn einnimmt: Sie haben recht, Kleist. In unsern Tagen kann man nicht dichten. Man kann nur für die Poesie etwas thun. Der Dichter lebt wie in einer Wüste, die wilden Thiere fallen ihm an, denn alle kann man sie nicht zahm singen, und die Affen tanzen ihm nach. (60)

Mit Hilfe des Montageverfahrens und der von Ute Brandes – die übrigens diesen Briefauszug in ihrem Buch nicht identifiziert hat – sogenannten »Zitatechnik der poetischen Authentizität«¹⁹ gelingt hier eine glaubwürdigere Rekonstruktion der Sprache und des Denkens um 1800 als dies im *Butt* der Fall ist. Zahlreiche Anregungen dazu verdankt Christa Wolf einer intensiven Lektüre und Recherche vor der Niederschrift ihrer Geschichte um die fiktive Zusammenkunft am Rhein. Offensichtlich kannte sie Auszüge aus dem Arnim-Brentano-Briefwechsel nach Reinhold Steig (*Achim von Arnim und Clemens Brentano*) und Friedrich Seebaß (*Clemens Brentano: Briefe*), denn auch im Essay über Bettina von Arnim (*Nun ja! Das nächste Leben geht aber heute an*) findet sich ein Zitat aus diesem: »Lieber Arnim«, schrieb ihr Bruder Clemens 1802 an Achim von Arnim über seine Schwester, »dieses Mädchen ist sehr unglücklich, sie ist sehr geistreich und weiß es nicht, sie ist durch und durch mißhandelt von ihrer Familie und erträgt es mit stiller Verzehrung ihrer selbst.« (179f.)²⁰

Der Gehalt der Texte, von denen wiederholt die Rede war, *Der Butt* (»Die andere Wahrheit«) und *Kein Ort. Nirgends*, erschließt sich meines Erachtens zum Teil erst in der Konfrontation der beiden Werke miteinander. Das dürfte jedenfalls für die uns interessierenden Themen »Romantik«- und »Arnim-Rezeption« gelten: Während Grass das Bild einer weitgehend unkritischen, durch und durch weltflüchtigen Epoche zeichnete (zentrales Symbol: der Vollmond), ließ Wolf zwei hellsichtige, kritische Protagonisten agieren, zwei »Randfigur[en]« (101), und beschwor ihr Scheitern im Umfeld der Romantik herauf (zentrales Symbol: die untergehende Sonne; sie »rollt kurz vorm Niedergang *am Rand* der jenseitigen Ebene über den Horizont, feuerrot«; ebenda, Hervorhebung von mir, H. S.). Die Autorin hatte dabei, wie sie das in Interviews selbst mehrfach hervorgehoben hat, weniger das Phänomen »Romantik« im Blick als vielmehr die nachrevolutionäre Zeit des Übergangs um 1800 als eine exemplarische. Der Forschung zufolge dient der »Projektionsraum Romantik« in ihrem Text der Behandlung dreier Themen vor allem: »der Gesellschaftskritik«, »der Geschlechterfrage« und der »Dichtung« beziehungsweise den »Möglichkeiten und Grenzen des Schreibens«.²¹ Kleists

¹⁸ Schultz (Hrsg.): Freundschaftsbriefe, Bd. 1, S. 222; vgl. Steig/Grimm (Hrsg.): Achim von Arnim und die ihm nahe standen, Bd. 1, S. 106.

¹⁹ Brandes: Zitat, S. 72.

²⁰ Vgl.: Seebaß (Hrsg.): Clemens Brentano. Briefe, Bd. 1, S. 146; Schultz (Hrsg.): Freundschaftsbriefe, Bd. 1, S. 39.

²¹ Stephan: Wolf, S. 137.

Kritizismus, sein Lebensweg und dessen Ende lassen seine Person für eine literarische Erkundung dieser Fragen geeigneter erscheinen als zum Beispiel einen Ludwig Achim von Arnim, der den Naturwissenschaften verbunden war und zeit seines Lebens die Realität nicht wirklich aus den Augen verloren hat. »Die Wege von Wissenschaft und Kunst haben sich getrennt«, meint dagegen Kleist als erzählte (Rand-)Figur. »Der Gang unsrer heutigen Kultur geht dahin, das Gebiet des Verstandes mehr und mehr zu erweitern, das Gebiet der Einbildung mehr und mehr zu verengen. Fast kann man das Ende der Künste errechnen.« (72) Arnims ironische Distanz zum Leben²² und seine trotz aller Beschwerlichkeit bleibende Freude an diesem haben ihn – bei vielen Gemeinsamkeiten, etwa beider Dichter zuletzt problematischem Verhältnis zu Goethe – vor Kleistscher Selbstzerstörung bewahrt. Er wählte einen anderen Weg, den der »Trösteinsamkeit«, wie eine Wortschöpfung von ihm lautet, den Rückzug schließlich nach Wiepersdorf 1814 und eine Rückbesinnung auf die wesentlichen Dinge des Lebens, auch als Gutsherr, was ihn für Wolfs literarisches Projekt der – wie sie es im Gespräch *Projektionsraum Romantik* definiert hat – Suche nach den »Voraussetzungen von Scheitern« (8, 236) im Leben wie in der Literatur uninteressant gemacht haben dürfte. »Oft dachte ich wohl, ob nicht am Rhein uns ein besseres Geschick blühen könnte«, schrieb er im Hochsommer 1818 an Bettina, »aber da hätten wir auch nur mit Luft und Erde gelebt wie die Gänderode [sic!], während uns die Menschen kaum für einen lustigen Sommertag ausgehalten hätten.«²³ Das Zitat findet sich bereits in dem oben erwähnten, 1985 erschienenen Band *Ins Ungebundene geht eine Sehnsucht*, wo dazu erläuternd und unter dem Untertitel »Achim von Arnim – der märkische Romantiker als Einsiedler« ausgeführt ist:

Er, der mit ererbten Gütern ausgestattete märkische Gutsherr von altem Adel, ist zwar nicht auf demütigende Bittgänge angewiesen wie andere seiner schreibenden Zeitgenossen, etwa ein gewisser Herr von Kleist. Aber um die Familie ernähren zu können, muß er sich schließlich doch zu dem Landwirt fortbilden, der sich um Saat und Ernte kümmert, sein Bier braut, seinen Schnaps brennt, selbst wenn der verschuldete Grundbesitz [...] nur so viel abwirft, daß die Familie in der Stadt ihr sparsames, aber standesgemäßes Auskommen hat. Die vielen, ganz unliterarischen Briefe zwischen den Ehegatten über Küche und Keller, Haushaltung und Wirtschaftsgeld sprechen Bände.²⁴

*

Sammelten die Romantiker wirklich lieber Lieder und Pilze, als sich mit der Wirklichkeit auseinanderzusetzen? Diese rhetorische Frage, die einen interpretatorischen Zugang zu »Die andere Wahrheit« eröffnet hat, soll hier ein letztes Mal aufgegriffen werden. Im *Butt* flüchten und verlieren sich die als unkritisch dargestellten Vertreter der Hochromantik bekanntlich in Sinnlichkeit und Träumerei. Das ist des Autors Kritik an der Epoche. Die besondere Ironie dabei ist nun aber

²² Siehe dazu Eichendorff: Werke, Bd. 5, S. 432: »Arnim gehörte zu den seltenen Dichternaturen, die, wie Goethe, ihre poetische Weltansicht jederzeit von der Wirklichkeit zu sondern wissen, und daher besonnen *über* dem Leben stehen und dieses frei als ein Kunstwerk behandeln.«

²³ Vordriede (Hrsg.): Achim und Bettina in ihren Briefen, Bd. 1, S. 142.

²⁴ Gerhard Wolf: Trösteinsamkeit, S. 271f.

die, daß für ihn selbst – und deshalb im Grass'schen Œuvre von *Die Blechtrommel* über *Mit Sophie in die Pilze gegangen* und *Fundsachen für Nichtleser* bis *Letzte Tänze* positiv konnotiert – künstlerisches Schaffen und Phantasie, Naturerfahrung und Sexualität die einzigen Auswege aufzeigen, aus der Absurdität des Daseins zumindest zeitweilig zu entkommen, wenn man so will, das einzig Sinnvolle meinen, was einem an sich absurden Leben abzugewinnen ist. Natürlich gibt es bei Grass daneben auch die andere, die realistisch-politische Seite des Werkes. Und ohne Frage gibt es sie auch in der Literatur der Romantik, wenn auch in anderer, meist weniger direkter Form. Gleichwohl wird in *Der Schatten eines Traumes* aus gutem Grund zwischen den deutschen und den »Romantiker[n] in andern europäischen Ländern, die von ihren ›romantischen‹ Dichtern einen andern, politischen Gebrauch zu machen wissen«, unterschieden:

Hierorts werden sie in die Isolation getrieben, in Verwirrung, in Selbstzweifel, die sie durch Grimassieren, durch exaltierte Gesten abzuwehren suchen: Was man ihnen dann, zu ihrer Belastung, vorhalten wird. Wir sehn sie gewagte Kunststücke ausführen, halsbrecherische Klettereien, extravagante Experimente mit sich selbst anstellen: Der Boden brennt ihnen unter den Fußsohlen; der Philister hat seinen Fuß darauf gestellt, er besetzt ihn, Stück um Stück, er bestimmt von nun an, was als vernünftig zu gelten habe, und er beginnt diese hier mit seinem Unverständnis, seinem Hohn, seinem Haß, seinem Neid und seinen Verleumdungen zu verfolgen. (122)

Die für die Romantik-Rezeption der ehemaligen DDR wie der alten BRD zentralen Fragen, inwieweit die Schriftstellerinnen und Schriftsteller der deutschen Romantik von Träumen in die Irre geleitet worden waren und wie kritisch beziehungsweise funktional ihre Denkmodelle wirklich sind, kann letzten Endes nur eine umfassende historisch-kritische Aufbereitung und Sichtung der Texte nach den Quellen beantworten. (Eine solche wird auch das im nicht ganz ernstgemeinten ersten Teil meines Beitrags in einen fiktiven Zusammenhang gesetzte Briefzitat²⁵ richtig einordnen und ins rechte Licht rücken. Stammt es doch nachweislich von Peter Anton Brentano, dem Vater des Dichters. Er schrieb am 24. Oktober 1793 an Luise Möhn, Clemens' Tante: »Ich wollte, wir hätten nie die Franzosen gekannt, sie sind nichts nuz, und es ärgert mich, daß nicht ganz Teutschlandt zu den wafen greifet, um die ganze race zu vertilgen und den Todt der Königin zu rächen. Morgen fängt die Belagerung von Landau an, das wirt eine fürchterliche Canonade geben«²⁶.)

Den unterschiedlichen Perspektiven Wolfs und Grass' entsprechend, kommen in den Texten unterschiedliche Frauenbilder zum Tragen, auf die sich abschließend ein kurzer Blick lohnt: Während die Sophie des *Butt*, die »in ihren Liedern fürstliche Maden auf Barrikaden, die Republik auf Prinzen in Aspik, Egalité auf Pilzfrikassee, die siegreichen Kanonen auf herbstliche Maronen und (ganz natürlich) den neuesten Helden Napoleon auf Revolution reimte«²⁷, und die Bettina des *Romans*, der es »gelang, allen Männern, so heftig sie ihre Wechselreden führten, kindlich und altklug zugleich zuzustimmen«, munter Kraut und Rüben durcheinanderwerfen (»Sie war für Dichtung und Volksmund nebeneinander, für das

²⁵ Vgl. die letzte Ausgabe der *Neuen Zeitung für Einsiedler* (2003), S. 50f.

²⁶ Peter Anton von Brentano: *Schattenzug*, S. 89.

²⁷ Grass: *Werkausgabe*, Bd. 5, S. 424.

Kunstmärchen, für den erforschten Sprachfluß und für die schlichte Niederschrift der Ofenbankfunde.«),²⁸ geht die ebenso kluge wie nachdenkliche Karoline von Günderrode der Erzählung auch an der Erkenntnis und ihrem Wissen zugrunde: »[W]o Kleist, der Mann, sich selbst noch vor allem im Bezug auf das Staatswesen, die Öffentlichkeit und sein literarisches Werk mißt, bringt sie, die Frau, andere Dimensionen ins Spiel: das Wissen um die Komplexität des Lebens, die Liebe und eine Ahnung vom ›ganzen Menschen‹.«²⁹ »Wissen« ist dabei meiner Meinung nach der zentrale Begriff: »Wir wissen zuviel. Man wird uns für rasend halten. [...] Alle Gegenstände, sogar die Bäume, sind spitz, grell und scharf. Fern hören sie Stimmen, sie rufen nach Kleist. Die Kutsche nach Mainz soll abfahren. Die Günderrode bedeutet ihm, sich zu entfernen. Sie verabschieden sich durch eine Handbewegung. [...] Wir wissen, was kommt.« (105)

Daß das »Wir wissen, was kommt«, mit dem *Kein Ort. Nirgends* endet, nicht das letzte Wort bleiben sollte, zeigt das doppelte Echo, das in Christa Wolfs Werken darauf folgt und an das abschließend erinnert sei: zum einen am Ende des kurzen Prosatextes *Der Schmerz*, wo es über den Schmerz heißt: »Was nach ihm kommt, können wir nicht wissen.« (238) Zum anderen in den letzten Zeilen von *Nun ja! Das nächste Leben geht aber heute an*, worin die Freundin der Günderrode eine mögliche Antwort auf Resignation, (Selbst-)Zerstörung und Tod verkörpert: »Wie es mit der Bettine weiterging, wissen Sie; wissen, wie sie nicht aufhören konnte, Vorschläge zu machen für eine andere, nicht-tötende Art, auf der Welt zu sein. [...] Sie wissen, wie und worüber die allgemeine Stimme heute mit uns spricht.« (220f.) Mit diesem Bild einer kritischen, emanzipierten, lebensbejahenden Bettina von Arnim erklingt somit ein letztes Echo, ein Echo nämlich auf das ›Gegenmärchen‹ zur »Männerkultur der Aggressionen«, den *Butt*:

Sachte zieht Bettine die Günderrode auf die Seite ihres Gegen-Entwurfs, ihrer Weiberphilosophie, ihrer ›Schwebe-Religion‹, die, hätte sie nur eine geringe Chance gehabt, verwirklicht zu werden, die Männerkultur der Aggressionen nicht an den Rand der Selbstvernichtung getrieben hätte; denn diese beiden Frauen symphilosophieren über eine Religion der Lebensfreude, des Sinnengenusses und der Humanität, machen sich ›Regierungsgedanken‹, wie sie ›die Welt umwälzen‹ wollen ›mit lachendem Mund‹. (213f.)

Literatur

- Brandes, Ute: Zitat und Montage in der neueren DDR-Prosa. Frankfurt am Main; Bern; New York: Lang 1984 (Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte. 3).
- Brentano, Peter Anton von: Schattenzug der Ahnen der Dichtergeschwister Clemens und Bettina Brentano. Regensburg: Habel 1940.
- Eichendorff, Joseph von: Werke in sechs Bänden. Hrsg. von Wolfgang Frühwald, Brigitte Schillbach und Hartwig Schultz. Bd. 5: Tagebücher, autobiographische Dichtungen, historische und politische Schriften. Hrsg. von Hartwig Schultz. Mit einem Essay von Wolfgang Frühwald. Frankfurt am Main: Deutscher Klassiker Verlag 1993.
- Grass, Günter: Werkausgabe in zehn Bänden. Hrsg. von Volker Neuhäus. Bd. 5: Der Butt. Roman. Hrsg. von Claudia Mayer. Darmstadt und Neuwied: Luchterhand 1987.

²⁸ Ebenda, S. 410.

²⁹ Stephan: Wolf, S. 136.

- Heine, Heinrich: Die romantische Schule. – In: Ders.: Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke. Hrsg. von Manfred Windfuhr. Bd. 8.1: Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland / Die romantische Schule. Text. Bearbeitet von Manfred Windfuhr. Hamburg: Hoffmann und Campe 1979, S. 121–249.
- Hörnigk, Therese: Christa Wolf. Göttingen: Steidl 1989 (Originalausgabe: Berlin: Volk und Wissen 1989).
- Luhmann, Niklas: Gesellschaftliche Struktur und semantische Tradition. – In: Ders.: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft. Bd. 1. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1980, S. 9–71.
- Luhmann, Niklas: Individuum, Individualität, Individualismus. – In: Ders.: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft. Bd. 3. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1989, S. 149–258.
- Luhmann, Niklas: Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität. 6. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1992.
- Schlegel, Friedrich: Reise nach Frankreich. – In: Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe. Begründet und hrsg. von Ernst Behler (†) unter Mitwirkung von Jean-Jacques Anstett (†) und Hans Eichner. Fortgeführt von Andreas Arndt. Bd. 7 (Abt. 1: Kritische Neuausgabe): Studien zur Geschichte und Politik. Eingeleitet und hrsg. von Ernst Behler. Paderborn; München; Wien: Schöningh / Zürich: Thomas 1966, S. 56–79.
- Schultz, Hartwig (Hrsg.): Achim von Arnim und Clemens Brentano: Freundschaftsbriefe. Vollständige kritische Edition. Hrsg. unter Mitarbeit von Holger Schwinn. Bd. 1–2 (1801 bis 1806; 1807 bis 1829). Frankfurt am Main: Eichborn 1998 (Die Andere Bibliothek. Hrsg. von Hans Magnus Enzensberger. 157–158).
- Seebaß, Friedrich (Hrsg.): Clemens Brentano: Briefe. Bd. 1–2. Nürnberg: Carl 1951.
- Sembdner, Helmut: Lebensstafel. – In: Heinrich von Kleist: Sämtliche Werke und Briefe. Bd. 2. Hrsg. von Helmut Sembdner. 2., vermehrte und auf Grund der Erstdrucke und Handschriften völlig revidierte Aufl. München: Hanser 1961, S. 1017–1026.
- Sieger, Christoph: »Gestern wird sein, was morgen gewesen ist«. Nachwort zu *Das Treffen in Telgte*. – In: Günter Grass: Werkausgabe in zehn Bänden. Hrsg. von Volker Neuhaus. Bd. 6: Das Treffen in Telgte. Eine Erzählung / Kopfgeburten oder Die Deutschen sterben aus. Hrsg. von Christoph Sieger. Darmstadt und Neuwied: Luchterhand 1987, S. 272–278.
- Steig, Reinhold, und Herman Grimm (Hrsg.): Achim von Arnim und die ihm nahe standen. Bd. 1: Achim von Arnim und Clemens Brentano. Bearbeitet von Reinhold Steig. Stuttgart: Cotta'sche Buchhandlung. Nachf. 1894.
- Stephan, Alexander: Christa Wolf. 4., erweiterte Aufl. München: Beck 1991 (Beck'sche Reihe. 603).
- Vordtriede, Werner (Hrsg.): Achim und Bettina in ihren Briefen. Briefwechsel Achim von Arnim und Bettina Brentano. Mit einer Einleitung von Rudolf Alexander Schröder. Bd. 1–2. Frankfurt am Main: Insel 1988 (Insel-Taschenbuch. 1095).
- Wolf, Christa: Werke in zwölf Bänden. Hrsg., kommentiert und mit einem Nachwort versehen von Sonja Hilzinger. Bd. 6: Kein Ort. Nirgends / Der Schatten eines Traumes. Karoline von Günderrode – ein Entwurf / Nun ja! Das nächste Leben geht aber heute an. Ein Brief über die Bettine. Bd. 7: Kassandra / Voraussetzung einer Erzählung. Bd. 8: Essays / Gespräche / Reden / Briefe 1975–1986. München: Luchterhand 2000.
- [Wolf, Christa, und Sigrid Löffler:] Ich will authentisch erzählen. Ein ZEIT-Gespräch zum 70. Geburtstag von Christa Wolf. Von Sigrid Löffler. – In: Die Zeit Nr. 12 vom 18. März 1999, S. 51–52.

Wolf, Gerhard: Trösteinsamkeit. Achim von Arnim – der märkische Romantiker als Einsiedler. –
In: Christa Wolf und Gerhard Wolf: Ins Ungebundene gehet eine Sehnsucht. Gesprächsraum
Romantik. Prosa; Essays. Berlin und Weimar: Aufbau 1985, S. 270–288.

FREDERICK BURWICK

Hauntings of the Graveyard School

Listing a group of poets as a »School« was a convenient way for a critic to ignore individual differences and emphasize a few shared traits, more often in disparagement than in praise. Thus the works of Samuel Taylor Coleridge, Robert Southey, and William Wordsworth were dissolved into one mass when referred to as the »productions of the Lake School« in the *Edinburgh Review* (1816; vol. 27: 66). Similarly, in his essay »On the Cockney School of Poetry« in *Blackwood's Magazine* (Oct. 1817), John Gibson Lockhart at once christened and scorned the literary style of William Hazlitt, Leigh Hunt, and John Keats. »The Graveyard School« was a soubriquet of far more encompassing scope, bringing together almost every one of the eighteenth century poets who adopted an elegiac and meditative mode of poetry, or who indulged a brooding melancholy among the tombstones. The most characteristic motifs of this »School« might be found in James Thomson's *The Seasons* (1726–1730), Robert Blair's *The Grave* (1743), Edward Young's *Night Thoughts* (1742–45), Thomas Gray's »Elegy in a Country Churchyard« (1751). By various accounts the faculty of this school also included Mark Akenside, James Beattie, Elizabeth Carter, William Collins, Joseph Warton, and Thomas Warton. »Graveyard« markings are also identified in William Cowper's satirical *The Task* (1785) and his tormented »The Castaway« (1799).

A perennial concern of poets, and by no means the exclusive province of the »Graveyard School,« the contemplation of mortality and death was deepened in their poetry by an emotional resignation and by an anxious yet troubled appeal to religious faith. Notably in the poetry of Cowper religious faith was wracked by the despair of non-elect apostasy. Funeral imagery and a gloomy nocturnal setting provided the occasion for spiritual contemplations of human mortality and the tenuous relation to the divine. Allied by implication with the advent and proliferation of Gothic tales in the latter half of the eighteenth century, the poetry of the »Graveyard School« was sometimes disdained as a dark sensationalism, a wallowing in morbidity in a callow attempt to arouse »pleasing melancholy« and »agreeable horror.« Such reductionist dismissals, however, are not sustained in a careful reading of Blair's *The Grave* or Young's *Night Thoughts*. Readers as different as William Blake and William Wordsworth discovered an emotional, moral, and philosophical depth in this poetry. Although the themes of the »Graveyard School« continued to haunt the poetry of the Romantic era, latter-day graveyard texts include many that seem very different from those of the old school: Blake's illustrations to Blair, Young, and Cowper, and his revisiting the *Night Thoughts* in *The Four Zoas*; Wordsworth's reflections »On Epitaphs«¹ and his churchyard

¹ »Essay on Epitaphs«, in *The Prose Works of William Wordsworth*, ed. W. J. B. Owen and Jane Worthington Smyser (Oxford, Clarendon Press, 1974), II: 45–119, cited parenthetically in the text.

deliberations in *The Excursion*;² Sir Walter Scott's transformation of the churchyard into historical archive in *Old Mortality*;³ Thomas Lovell Beddoes's dialogues among the tombs in *Death's Jest Book*;⁴ Thomas De Quincey's nightmare gallop through the Campo Santo in the dream-fugue finale to *The English Mail Coach*.⁵ With its persistence, the Graveyard School also underwent significant changes in both instruction and curriculum. For one thing, the Graveyard School became more self-conscious in its pedagogical function as a school. For many who participated in the Sunday School Movement, tombstones provided texts for instruction. At Fornsett Abbey in Norfolk, Dorothy Wordsworth would take the local girls under her charge through the churchyard.⁶ Legh Richmond, in »The Young Cottager« (1814),⁷ does not have his protagonist wander the churchyard in meditative solitude; rather, he transforms the site into a classroom for educating the children of the rural laborers:

I had not far to look for subjects of warning and exhortation suitable to my little flocks of lambs ... I could point to the heaving sods that marked the different graves ... and tell my pupils, that, young as they were, none of them were too young to die: and that probably more than half of the bodies which were buried there, were those of little children ... Sometimes, I sent the children to the various stones ... and bid them learn the epitaphs upon them ... They would soon accomplish the desired object, and eagerly return to me ambitious to repeat their task ... Thus my churchyard became a book of instruction, and every grave-stone a leaf of edification for my young disciples. (Richmond 153–154).

Assembling his young charges in the churchyard, he turns to the place itself for his moral instruction on the frailty of life, and the gravestones serve as primers. Like Wordsworth in his »Essay on Epitaphs,« Richmond is concerned with the propriety of the memorials engraved in stone. Denouncing the insipid fashion for »course and ridiculous inscriptions,« he calls upon the parish clergy to exercise responsibility for the tone and tenor of each epitaph:

If the ministers of religion were to interest themselves in this matter, and accustom their people to consult them as to the nature of the monumental inscriptions which they wish to intro-

² William Wordsworth, *The Excursion*, ed. Sally Bushell, James Butler, and Michael C. Jaye, assisted by David Garcia. (Ithaca NY: Cornell University Press, 2005), cited parenthetically in the text.

³ Sir Walter Scott, *Old Mortality*, in *The Waverley Novels*, vol. 5 (London: A. and C. Black, 1894). In his Introduction, Scott relates the story of Robert Paterson, known as »Old Mortality,« who has dedicated himself to the task of re-chiseling the names on the gravestones of the »Covenanters,« who perished defending their beliefs.

⁴ *The Works of Thomas Lovell Beddoes*, ed. H. W. Donner (London, Oxford University Press, 1935), cited parenthetically in the text.

⁵ Thomas De Quincey, *The English Mail Coach*, in *Confessions of an English-Opium Eater and other Writings*, ed. Grevel Lindop (Oxford: Oxford University Press, 1985, rev. 1996), pp. 183–233; cited parenthetically in the text.

⁶ Ernest de Selincourt, *Dorothy Wordsworth. A Biography* (Oxford: Clarendon Press, 1933), p. 25; Robert Gittings and Jo Manton, *Dorothy Wordsworth* (Oxford: Oxford University Press, 1988), pp. 22–24.

⁷ Legh Richmond, *Annals of the Poor containing The Dairyman's Daughter, with considerable additions, The Negro Servant, and The Young Cottager* (London: G. Routledge and Sons [1814]), cited parenthetically in the text.

duce into churches and churchyards, a gradual improvement would take place in this respect. What is offensive, useless, or erroneous, would no longer find admittance, and a succession of valuable warning and consolation to the living would perpetuate the memory of the dead. (Richmond 173–175)

Epitaphs do not merely memorialize the dead, they offer moral lessons to the living. They are too important as textbooks in Richmond's Graveyard School for trivialization to be tolerated.

William Wordsworth, too, had pondered the pedagogical value of epitaphs, and like Legh Richmond expressed a concern that maudlin manners and false sentimentalism disrupted the propriety of epitaph inscriptions. Sounding much like Samuel Johnson invoking »general truth« and »general nature,« Wordsworth lists as prime requisite for the epitaph that it must adhere to »the general language of humanity.« But unlike Johnson, Wordsworth goes on to insist upon the particular. To quicken »general sympathy« the epitaph must also delineate individual characteristics of the person who has died: »particular thoughts, actions, images,— circumstances of age, occupation, manner of life, prosperity which the deceased had known, or adversity to which he had been subject.« (II: 57). The epitaph must relate the general to the particular: »the common or universal feeling of humanity to sensations excited by a distinct and clear conception [...] of the individual whose death is deplored and whose memory is to be preserved.« Rather than merely balance each other, these »two powers should temper, restrain, and exalt each other.« When Wordsworth goes on to insist that the particularity, the individuality, should be implicit rather than explicit, he again seems to adhere to that Johnsonian reasoning that cautioned that the poet should »not number the streaks of the tulip.« The tomb is not the place for a detailed and accurate portrait. »The writer of an epitaph is not an anatomist, who dissects the internal frame of the mind.« The »character of the deceased [...] ought to be seen [...] as a tree through a tender haze or luminous mist, that spiritualizes and beautifies it« (II: 57–58).

That epitaphs should beautify and beatify the dead derives from the human longing for an afterlife: »without the consciousness of a principle of immortality in the human soul, Man could never have awakened in him the desire to live in remembrance of his fellows.« Stone monuments are a physical effort to ratify and solidify that belief in an enduring spirit. Wordsworth argues that the belief in imperishable life comes instinctively to children. »If we look back upon the days of childhood, we shall find that the time is not in remembrance when, with respect to our own individual Being, the mind was without this assurance« (II:50). In their edition of the *Prose Works*, W. J. B. Owen and Jane Smither gloss this passage with reference to the Fenwick note to the »Ode: Intimations of Immortality,« where Wordsworth declares »nothing was more difficult for me in childhood than to admit the notion of death as a state applicable to my own being.« Wordsworth himself adds a cross-reference:

A simple child,
That lightly draws its breath,
And feels its life in every limb,
What should it know of death!

In this poem, »We are Seven,« the adult narrator fails in his attempt to make the »churchyard [...] a book of instruction.« The child has already learned a lesson on her own and totally rejects the efforts of a would-be Legh Richmond to teach her a different way of counting her brothers and sisters. »Nay, sir,« she rightly insists, »We are seven.« In the »Essay on Epitaphs,« Wordsworth justifies the rational ground of the child: »The sense of immortality, if not a co-existent and twin birth with Reason, is among her earliest offspring.« (II: 51)

Wordsworth gives particular praise to the epitaphs of Gabriello Chiabrera (1552–1638), ten of which he translated in 1809 and which were published in Coleridge's *The Friend*, and probably also prompted writing the »Essay on Epitaphs.« Although much of Wordsworth's poetry is elegiac – the Lucy Poems, »The Boy of Winander,« »Elegiac Stanzas Suggested by a Picture of Peele Castle,« »Elegiac Stanzas Composed in the Churchyard of Grasmere,« among many others – Wordsworth is careful to distinguish the elegy from the epitaph. Because the latter genre is intended to be inscribed in stone, it must eschew elaboration and effusion. »The very form and substance of the monument which has received the inscription, and the appearance of the letters, testifying with what a slow and laborious hand they must have been engraven, might seem to reproach the author who had given way upon this occasion to transports of mind, or to quick turns of conflicting passion; though the same might constitute the life and beauty of a funeral oration or elegiac poem.« (II: 60; cf. II: 71). Wordsworth's criterion for the epitaph echoes Winkelmann's well known pronouncement on Attic sculpture as »Edle Einfalt und stille Größe« – »noble simplicity and still grandeur.« The epitaph, says Wordsworth, should express »stillness, sweetness, and stable grandeur« (II:81).

The two central books of *The Excursion*, Books VI and VII, are set in »The Churchyard among the Mountains.« In Book VII the Pastor guides the Stranger and the Wanderer through the graves and gives an account of those buried there, beginning with the five graves of a clergyman and his family, then the grave of another clergyman, of a deaf man, a blind man, a female infant, a young peasant, a knight. The lesson that the Wanderer draws from these narratives is one of mortality, not immortality. Life is ephemeral:

»So fails. So languishes, grows dim, and dies,«
The grey-haired Wanderer pensively exclaimed,
»And all that this world is proud of.« (VII, 976–978)

Although the Pastor's narrative offers a rather different moral, the Wanderer is allowed to have the final word in stating the lesson the Pastor has taught:

»I too shall be doomed
To outlive the kindly use and fair esteem
Of the poor calling which my youth embraced
With no unworthy prospect. But enough;
– Thoughts crowd upon me – and 'twere seemlier now
To stop, and yield our gracious Teacher thanks
For the pathetic records which his voice
Hath here delivered; words of heartfelt truth,
Tending to patience when affliction strikes;
To hope and love; to confident reposed
In God; and reverence for the dust of Man.« (VII, 1047–1057)

The function of the epitaph is memorial and historical, a link between the individual and the temporal course of humanity at large. The great epitaphic moment in the *Prelude* is that moment in the churchyard of Cartmell Priory in which the fate of the French Revolution and Wordsworth's sense of persona; destiny are brought into conjunction. He has been reunited with Dorothy and they are staying at Windy Brow, Keswick. While crossing the Levin Sands, he hears the news, »Robespierre is dead« (X, 535). The Bloody Reign of Terror was over; the »golden times« might now commence. Wordsworth's hymn of triumph is linked to his personal fate and another death. Before crossing the Levin Sands he had visited in Cartmell the graveside of William Taylor, his »honoured Teacher« at Hawkshead.

While we were Schoolboys he had died among us,
 And was born hither [... ..]
 [... ..] A plain Stone, inscribed
 With name, date, office, pointed out the spot,
 To which a slip of verses was subjoined,
 [... ..]
 A fragment from the Elegy of Gray.
 A week, or little less, before his death
 He said to me. »my head will soon lie low«;
 And when I saw the turf that covered him,
 After the lapse of full eight years, those words,
 With sound of voice, and countenance of the Man,
 Came back upon me in my own despite. And now,
 Thus traveling smoothly o'er the level Sands,
 I thought with pleasure of the Verses graven
 Upon this Tombstone, saying to myself
 He loved the Poets, and if now alive,
 Would have loved me as one not destitute
 Of promise, nor belying the kind hope
 Which he had formed, when I at his command
 Began to spin, at first, my toilsome Songs. (X, 493–514)

With a marked shift from the meditative manner of Gray's »Elegy« and the eighteenth-century Graveyard School, Wordsworth here absorbs national and international cataclysm into his own personal actions. Not that the latter were dependent on the former, but that the events of history gained meaning and relevance only through the individual experience.

At the beginning of the second of the three parts to the »Essay on Epitaphs,« Wordsworth declares that a stranger who walks round a country church-yard and reads the many chronicles upon the tombstones »of faithful Wives, tender Husbands, dutiful Children, and good Men of all classes; he will be tempted to exclaim, in the language of one of the Characters of a modern Tale in a similar situation, »Where are all the *bad* People buried?« (Essay II: 63) The »modern Tale« is Charles Lamb's *Rosamund Gray* (1798),⁸ where the narrator presumes that it is but »a pious fiction, a generous oversight, in the survivors which thus tricks out

⁸ Charles Lamb, *Rosamund Gray*, in *The Works in Prose and Verse of Charles and Mary Lamb*, ed. Thomas Hutchinson (London: Oxford University Press; New York: H. Frowde, 1908), 2 vols.; cited parenthetically in the text.

men's epitaphs when dead, who, in their lifetime, discharged the offices of life, perhaps, but lamely« (Lamb I: 31–32). It is an apt benevolence in human nature, once the reprobate have fallen, to cease war »with the dead,« and allow »their failings, with their reproaches,« to »sleep with them in grave.« At this juncture Lamb's narrator observes, previously unnoticed, »a little group at the other end of the churchyard; it was a company of children, who were gathered round a young man, dressed in black, sitting on a gravestone.« At first glance, Lamb seems to be describing just such a scene as Legh Richmond related in *The Young Cottager*. Indeed, just as in Richmond's tale, »he seemed to be asking them questions – probably, about their learning.« But in Lamb's version, the graveyard tutorial seems as scurrilous and irreverent as the narrator's question, »where be all the bad people buried?« The tutor is seated on the tombstone of his sister, »and one little dirty, ragged-headed fellow was clambering up his knees to kiss him. The children had been eating black cherries – for some of the stones were scattered about, and their mouths were stained with them.« (Lamb I:33) Lamb does not scrub his rustic urchins and transform them into cherubs. As in the poetry of George Crabbe, the filth and squalor remain. As does Crabbe in *The Borough* (1810), Lamb too witnesses blighted lives in *Rosamund Gray*. Unlike Crabbe's grim scenes of rural poverty, however, Lamb mixes a sardonic irony into the very midst of his sentiment. Nor does Crabbe ever threaten his reader with a kiss from a little face smeared with black-cherry juice.

In his account of the churchyard, *The Borough* Letter II, Crabbe reveals that truth also emphasized by Scott's title character in *Old Mortality*, committed to the futile task of re-engraving the names on weathered and crumbling stone of the Covenanters who had perished for their cause; and Percy Bysshe Shelley in his sonnet on the once mighty tyrant, »Ozymandius.« Even monumental stone is transitory:

we to a Tomb proceed,
Whose names and Titles few attempt to read;
Old English Letters, and those half pick'd out,
Leave us, unskillful Readers, much in doubt;
Our sons shall see it in more degraded state;
The Tomb of Grandeur hastens to its fate;
That marble Arch our Sexton's favorite show,
With all those ruff'd and painted Pairs below;
The noble Lady and the Lord who rest
Supine, as courtly Dame and Warrior drest;
All are departed from their state sublime,
Mangled and wounded in their war with Time
Colleagu'd with Mischief; here a Leg is fled,
And lo! the *Baron* with but half a Head;
Midway is cleft the Arch; the very Base
Is batter'd round and shifted from its place.

Wonder not, Mortal, at thy quick decay—
See! Men of Marble piece-meal melt away;
When whose the Image we no longer read,
But Monuments themselves Memorials need.*

(*Quandoquidem data sunt ipsis quoque fata sepulchris. Juvenal. Sat. x
146; Letter 2, »The Church,« p. 21)⁹

»In an unkind world,« Wordsworth declares, the churchyard is the »one Enclosure where the voice of detraction is not heard; where the traces of evil inclinations are unknown; where contentment prevails.« This blessing of churchyard »amity and gratitude,« however, exists only on the surface. It is indeed, as Lamb observed, »a pious fiction.« »I have been roused from this reverie,« Wordsworth continues,

By a consciousness suddenly flashing upon me, of the anxieties, the perturbations, and, in many instances, the vices and rancorous dispositions, by which the hearts of those who lie under so smooth a surface of so fair an outside must have been agitated. (»Epitaphs« II: 64).

On the one hand, Wordsworth wants to uphold the sanctity of the churchyard, and defend the language of the epitaph, which, like a funeral prayer, should pronounce not guilt but grace. On the other hand, he knows that the world at large is populated with more sinners than saints.

Perhaps it was Coleridge, poet of guilt, of the Mariner's apostasy, of Geraldine's curse, who proposed the churchyard blight in the strangest of the collaborative poems, »The Three Graves.« This ballad in a country churchyard is narrated by the sexton in reply to the visitor's question about three neglected graves:

There, there a ruthless mother lies
Beneath the flowery thorn,
And there a barren wife is laid,
And there a maid forlorn.

The barren wife and maid forlorn
Did love each other dear
The ruthless mother wrought the woe
And cost them many a tear. (lines 18–25)¹⁰

Parts I and II were written between November 28, 1796, and June 4, 1797; Coleridge added parts II and IV and the poem was published in *The Friend* in September, 1809. During the following months, *The Friend* also printed Wordsworth's translations from the epitaphs of Chiabrera and his »Essay on Epitaphs« (December 1809 and February 1810). In the sexton's narrative, which Coleridge insisted were based »on positive Facts, and of no very distant date,« the curse of the jealous mother works the evil not only upon the daughter. The curse is echoed. It echoes back upon the mother, for she dies in torment and misery. It echoes even upon her grave, which becomes a cursed place. It reverberates through the lives of her daughter Mary, her friend Eleanor, young Edward, her suitor, who has come to take Mary as his bride. As the curse spreads its infectious blight, their lives too

⁹ George Crabbe, *The Borough: A Poem* (London: J. Hatchard, 1810; rpt. Scholar Press, 1973), cited parenthetically in the text.

¹⁰ Coleridge, »The Three Graves,« in *Poetical Works: Part I. Poems* (Reading Text), ed. J.C.C. Mays. *The Collected Works of Samuel Taylor Coleridge*, vol. 16 (Princeton: Princeton University Press, 2001) I, Part 1: 336–349.

are destroyed. In spite of the blessings of the tombstone epitaph, a darker tale lies buried. Who, then, are those who lie beneath the grass?

Thomas Lovell Beddoes answered that question in *Death's Jest Book* by insisting that the sinning stopped upon entrance into tomb. Death's great jest is that the struggle and strife among the living are futile, jealousy and greed are folly. Evil exists only where material power can be manipulated and exploited. Lust and lechery, murder and mayhem, torture and torment, all acts of cruelty are physical and material acts. Because wickedness has its only instruments and agency in the material world, only the living are wicked. In Beddoes's lyrics those who »lie beneath the grass« pause in their dancing and merry-making only because the living might hear and »envy our delight.« The living dream not »that Death is so merry a fellow.« The only wicked are those »who have not yet died.«

The characters of *Death's Jest Book* – Mandrake, Zany to a Mountebank; Isbrand, the cunning and plotting court Fool; Wolfram, slain by the jealous Duke Melveric; and Ziba, the Duke's Necromancer – all speculate and philosophize on the nature of the afterlife. Death is a great equalizer. Bereft of material possessions, spirits share a common lot. Spirits find harmony and contentment because no dissension is possible. When the ghost of Wolfram reveals his condition to the Duke, he points to the graveyard effigy depicting a »Dance of Death« to illustrate his lesson that living is a mere epiphenomenon in the process of dying, that living and dying are but manifestations of a universal and dynamic energy that inform all being:

But dead and living, which are which? A question
Not easy to be solved. Are you alone,
Men, as you're called, monopolists of life?
Or is all being, living? and *what is*,
With less of toil and trouble, more alive,
Than they, who cannot, half a day, exist
Without repairing their flesh mechanism?
Or do you owe your life, not to this body,
But to the sparks of spirit that fly off,
Each instant disengaged and hurrying
From little particles of flesh that die?
If so, perhaps you are the dead yourselves:
And these ridiculous figures on the wall
Laugh, in their safe existence, at the prejudice,
That you are anything like living beings. (V.iv.206–220; p. 482)

Beddoes's depiction of the afterlife is utterly godless, as void of the religious paraphernalia of damnation or redemption as Jean Paul Richter's tale of »The Dead Christ,« well-known through its retelling in Germaine de Stael's *De l'Allemagne*.¹¹

A more comprehensive examination of the latter-day literature of the graveyard would probe more deeply into the Gothic, from Walpole, Barbauld, Radcliffe,

¹¹ Jean Paul Richter, »The Dead Christ« (Rede des toten Christus), in *Siebenkäs, Werke*, vol 2 ed. Gustav Lohmann (Munich: Carl Hanser, 1959), pp. 270–271; retold in Germaine de Staël, *De l'Allemagne*, translated as *Germany* (London: Printed for J. Murray, 1814), Part II, Ch. 28.

through Lewis and Maturin. George Darley (1795–1846), in his »Soliloquy among the Tombs,« written in Beddington Churchyard, returns to the Gray's model of the private meditation, but he infuses his melancholy with the strong sense of immediate pain and torment that rivaled only by Cowper.¹² More explicitly religious than many of her contemporaries, Felicia Hemans celebrates Christ's death and resurrection in »Easter Day in a Mountain Churchyard.« The tomb, she declares, is »The radiant gate of heaven« and the graves are but a garden of slumbering seeds awaiting bloom. This hope for rebirth and redemption, however, is all that is given to many who in the meantime suffer grief and hardship »in homes obscure.«¹³ Perhaps not cynical, but certainly less hopeful about heaven's promise, is L. E. L.'s self-reflexive variation, conscious of the literary characteristics of the genre in which she is writing. In »The Churchyard,« she first seems to affirm and then to deny that the graveside is a place to muse or to dream; dreaming and musing are indeed possible but only as tempered by a kindred feeling with the dead. In »The First Grave,« she ponders the isolation an unmarked grave apart from churchyard, »With no remembering stone, / No fellow-graves for sympathy.« Without commenting on why murderers and suicides, »the *bad* People,« were thus buried beyond the churchyard, she simply observes how a more profound sense of humanity might bless the dead:

How many a bitter word 'would hush—
How many a pang 'twould save,
If life more precious held those ties
Which sanctify the grave! (lines 61–64)¹⁴

When De Quincey takes his readers into the churchyard, it is by way of perilous adventure long ago when a ride atop a mail-coach almost ended in death, an adventure transformed by dream into a wild ride through a vast graveyard. It is a spellbinding tale of opium paralysis as he sits atop the mail-coach, at the side of the sleeping coachman, watching aghast and helpless as the unguided horses veer to the wrong side of the road and race through the nighttime darkness. He hears a sound and is struck »by one flash of horrid simultaneous intuition«: what if another coach should be approaching from the opposite direction?

Under this steady though rapid anticipation of the evil which *might* be gathering ahead, ah! what a sullen mystery of fear, what a sigh of woe, was that which stole upon the air, as again the far-off sound of a wheel was heard! A whisper it was – a whisper from, perhaps, four miles off – secretly announcing a ruin that, being foreseen, was not the less inevitable; that, being known, was not therefore healed. What could be done – who was it that could do it – to check the storm flight of these maniacal horses? Could I not seize the reins from the grasp of the slumbering coachman? You, reader, think that it would have been in *your* power to do so. And I quarrel not with your estimate of yourself. (De Quincey 220)

¹² George Darley, »Soliloquy among the Tombs,« in *Poems of the late George Darley* (Liverpool: A. Holden, [1889?]).

¹³ Felicia Hemans, »Easter Day in a Mountain Churchyard,« in *The Poetical Works of Mrs. Hemans* (London: Frederick Warne and Co.; New York: Scribner, Welford and Armstrong, [18--]), pp. 622–624.

¹⁴ L. E. L. (Letitia Elizabeth Landon), »The Churchyard« and »The First Grave,« from *The Vow of the Peacock* (London: Saunders and Otley, 1835).

What is at stake, here, is not the reader's power but the narrator's paralysis. This antagonism of action and stasis is then repeated with the image of an equestrian statue.

See, then, that bronze equestrian statue. The cruel rider has kept the bit in his horse's mouth for two centuries. Unbridle him for a minute, if you please, and wash his mouth with water. Or stay, reader, unhorse me, then, that marble emperor: knock me those marble feet from those marble stirrups of Charlemagne. (De Quincey 220)

The motionless statue mimics his own paralysis yet also anticipates the image of the statue in the graveyard, »The Dying Trumpeter,« which does indeed come to life and begin to move. Powerless to interfere with the headlong rush, De Quincey measures out the units of time and space between the galloping coach and the point of inevitable collision.

At his first calculation, the moment of disaster is four miles, or eighteen minutes, away. Unchecked by the coachman, the horses are racing at thirteen miles an hour. The distance narrows. The coach rounds a bend and, there, six hundred yards down »an avenue straight as an arrow,« sheltered by arching trees on either side that »gave to it the character of a cathedral aisle,« idly rolled »a frail reedy gig.« By elaborating in swelling sentences the events of the passing seconds, De Quincey's prose achieves an effect not unlike that of slow-motion cinematography. He continues to mark the time. »Between them and eternity, to all human calculation, there is but a minute and a-half.« After another one hundred words, the wildly racing thoughts of the immobile narrator in search of some heroic escape from his entrapment, happen to find it in the *Iliad*. »Strange it is, and to a mere auditor of the tale might seem laughable, that I should need a suggestion from the *Iliad* to prompt the soul resource that remained. Yet so it was.« And that resource? The shout of Achilles. Life must imitate art. »But could I pretend to shout like the son of Peleus, aided by Pallas? No: but then I needed not the shout that should alarm all Asia militant; such a shout would suffice as might carry terror into the hearts of two thoughtless young people and one gig horse« (De Quincey 221–2).

His shout is unheard, yet he manages to shout again. Another two hundred words have passed before the driver of the gig at last responds. He has seventy seconds left to save the young lady and himself, or »stand before the judgement seat of God.« For seven of those seventy seconds he stares upon the onrushing coach, another five he spends »with eyes upraised, like one who prayed in sorrow.« Unable to move, the narrator silently, captively pleads for the gig to move, to turn from the road, to wheel away from danger. Another four hundred words delineate the desperate actions of the remaining fifty-five seconds. The horse has reached the crest of the road, but the rear wheels of the gig have yet to be cleared from the »inexorable flight« of the mail-coach: »in that moment the thunder of collision spoke aloud.« The young man sits, as does the narrator himself, frozen like a rock. »But the lady –! Oh, heavens! will that spectacle ever depart from my dreams.« The frantic gestures of her horrible fright are described before »the turn of the road carried the scene out of my eyes in an instant, and swept it into my dreams for ever« (De Quincey 223–5).

In the »Dream Fugue,« De Quincey recapitulates the circumstances of the collision, of the »agitation frozen into rest by horror.« In the first parts of the fugue,

the coach and gig have been transformed into ships at sea. In the final movement, the dreamer is again upon a galloping coach, bringing tidings »of a grandeur that measured itself against centuries.« The dark forest road that had seemed, in his earlier description, like a Gothic aisle, now opens before him as the interior of a vast cathedral. Insistently Christian in the imagery of death and resurrection, cathedral and churchyard offer no salvation for the tormented dreamer. Grand sculptured tombs sweep by on either side as the coach gallops league after league down the aisle towards »the aerial galleries of organ and choir.« He recognizes the cathedral graves as that venerable necropolis, the Campo Santo, »a city of sepulchres, built within the saintly cathedral for the warrior dead that rested from their feuds on earth.«

In De Quincey's dream vision, the images of the death and resurrection re-enact the Medusa-moment of paralysis. The Dying Trumpeter rising up from the battlefield is not less ghastly than the talon-winged goddess. The entrance into the necropolis is measured out, just as in the preceding narrative of »Sudden Death,« in passing minutes. Then, as the dream coach thunders down »the arrow-like flight of the illimitable central aisle,« he beholds »a female child, that rode in a carriage as frail as flowers.« She is to be »the ransom for Waterloo.« The tidings of great victory must be paid by her death. At this thought, he declares, he rose in horror, and in that very moment, mirroring his movement and echoing his thought, rose one that was sculptured on a bas-relief – a Dying Trumpeter:

Solemnly from the field of battle he rose to his feet; and, unslinging his stony trumpet, carried it, in his dying anguish, to his stony lips – sounding once, and yet once again; proclamation that, in *thy* ears, oh baby! spoke from the battlements of death. Immediately deep shadows fell between us, and aboriginal silence. The choir had ceased to sing. The hoofs of our horses, the dreadful rattle of our harness, the groaning of our wheels, alarmed the graves no more. By horror the bas-relief had been unlocked unto life. By horror we, that were so full of life, we men and our horses, with their fiery fore-legs rising in mid air to their everlasting gallop, were frozen to a bas-relief. (De Quincey 231)

This is the moment of crisis, not a transitory but an enduring crisis. The bearer of the tidings of empire, the rider of mail-coaches is held petrified in bondage.

The trajectory that I have described from 18th into the 19th century – from Blair, Young, Gray, and Cowper through Wordsworth, Lamb, Crabbe, Beddoes, and De Quincey – has revealed a persistence of the Graveyard School, with an increasing emphasis on the transformation of the place into a classroom. The lessons taught in the graveyard/ schoolyard become decreasingly religious in tenor, increasingly tinged with irony. In Wordsworth's *The Excursion* the religious belief is undermined if not preempted by characters whose belief has flagged or failed. In Beddoes's *Death's Jest Book*, the afterlife is godless. De Quincey in his »Dream Fugue« is in much the same blight of apostasy that Cowper and Coleridge had explored before him: an Anglican redemption may persist, but it is purchased at a grim price.

The difference between Blair's *The Grave* and De Quincey's »Dream Fugue« is not just the matter of a latter day echo. The themes to be sure are closely related. But Blair merely contemplates the figures on the grave, De Quincey's narrator is frozen into art and becomes one of the figures. Young in *Night Thoughts* contemplates the afterlife. In Beddoes's *Death's Jest Book* the dead are not si-

lenced but rise to tell their own tales. In Crabbe's *The Borough* the monuments crumble, the memorials want memorializing. For Wordsworth and Richmond, the Graveyard School becomes quite literally a school, as it does for Lamb, too, who fills it with unruly cherry-pit spitting school children. The Gothic tales tugged toward one extreme, the Sunday School movement toward another. In the middle, the meditative mode became more self-conscious, more aware of its own literary posturing. In the Romantic period, the themes of the Graveyard school were very different from what they had once been.

Unveröffentlichte Handschriften

RENATE MOERING

Ein neu aufgefundener Brief Arnims:
Achim von Arnim an Luise Caroline Gräfin von Schlitz

Arnim schrieb diesen Brief an die von ihm verehrte Tante Luise Caroline Gräfin von Schlitz (1773–1832), die Frau seines Onkels Hans Graf von Schlitz geb. Labes (1763–1831), zu dem das Verhältnis seit den Erbstreitigkeiten nach dem Tod der Großmutter gespannt war. Arnim schätzte besonders seine kleine Cousine Caroline Louise Johanne Gräfin von Schlitz (1801–1853), sonst *Adele* genannt, in diesem Brief von ihm aber *Adelheid*, an die er in früheren Jahren mehrere Gedichte gerichtet hatte. Er wohnte bei seinem kürzeren Aufenthalt in Berlin offenbar im Haus des Grafen Bernstorff; sein *jüngster Sohn*, das *Probstück* von seinem Hause, war der kleine Friedmund von Arnim (1815–1883).

Arnim möchte der Tante ein junges Mädchen als Erzieherin der Tochter empfehlen, für das er sich auch später einsetzte, als *die Ochernal*, wie sie nur genannt wird, Musiklehrerin in Berlin wurde. Daraus ist zu erschließen, daß seine warme Empfehlung erfolglos war. Hermine Ochernal scheint als *Tochter eines Kantors* in Dahme die Musikalität ihres Vaters geerbt und eine gute Erziehung genossen zu haben. Daß sie *Partitur spielt* und *vom Blatt singt*, übersteigt die normalen Kenntnisse eines damaligen Mädchens; auch Bettine mit ihrer jahrelangen Musikerziehung brachte es nicht so weit. Die Schwester *Luischen Ochernal*, 1816 bei den Arnims in Wiepersdorf *Ausgeberin und Kindererzieherin*, heiratete 1818, wie aus einem Brief Arnims an Bettine hervorgeht. Diese half Hermine Ochernal 1819, in Berlin Fuß zu fassen, und empfahl sie als Musiklehrerin. 1820 ließ Arnim ihr *ein Paket Musikalien* zukommen. Am 4. April 1826 schrieb er Bettine aus Wiepersdorf über Berlin: *Wohlfeile Fortepianos habe ich mehrfach angezeigt gesehen. Die Ochernal könnte der Max etwas Unterricht geben, auch dem Kühnemund.* Darauf ging Bettine ein, denn bis 1829 spricht sie in ihren Geldbettelbriefen über die dafür nötige Bezahlung.

Arnim hatte mit seinem Vorschlag beiden von ihm geschätzten Mädchen eine Freude machen wollen. Ob Adele eine andere musikalische Erziehung erhielt, wissen wir nicht; nach Ansicht von Bettine und Arnim verheiratete sie sich später eher unglücklich mit einem Grafen Bassewitz, nachdem eine andere Verlobung auseinandergegangen war.

Der Text:

Achim von Arnim an Luise Caroline Gräfin von Schlitz

1 Dbl. Kleinquart, ca. 200 x 163 mm, 4 S., zweimal gefaltet

Wz: Hollandia im Haag

Vgl. Stargardt-Auktion Nr. 679, 23.3.2004, Nr. 10

Erworben von der Internationalen Arnim-Gesellschaft e.V.

Transkription: Dr. Renate Moering, Freies Deutsches Hochstift, Frankfurt a.M.

Datum und PS am Rand von S. 1 nachträglich von Arnim mit anderer Tinte und Feder geschrieben

Wiepersdorf den 28 Jan 1816

Sehr verehrte Tante! Ueber acht Tage hatte ich meinem Berliner Aufenthalte zugelegt in der Hoffnung, Sie endlich dort eintreffen zu sehen; der Graf Bernstorff glaubte kaum, daß ein Brief noch Zeit habe an Sie zu gelangen. Ich bin nun wieder über acht Tage von dort zurück, höre nichts von Ihrer Ankunft, vielleicht geht mein Brief auch weiter noch als Berlin und die Geschäfte des Onkels haben die Reise ganz aufgehoben. Das wäre mir ganz recht, denn ich bin so uneigennützig nicht, den übrigen Berlinern Ihre Gegenwart zu gönnen, nachdem ich vergebens darauf gewartet habe. Die Gräfin Bernstorff hat mir inzwischen beschreiben müssen, wie Adelheid aussieht, was sie thut und treibt, Sie aber denke ich mir unverändert und so bin ich wieder ganz bekannt in Ihrem Hause. Von meinem Hause hatte ich ein sehr nettes Probstück, meinen jüngsten Sohn mitgebracht, er hätte Ihnen gewiß Freude gemacht; meine Frau kennen sie, aber die Gräfin Bernstorff würde Ihnen bezeugen, daß ihr der Landaufenthalt recht wohl bekommen ist und daß sie Ihnen freundlich ergeben ist, wissen Sie schon längst und brauche ich dazu keine Empfehlungen zu bestellen. Nun meinen Sie vielleicht, ich schriebe blos, um Ihnen alles vorzurechnen, was ich und was Sie versäumt haben, aber Sie irren, mein Brief hat noch einen bessern Willen. In unsrer Nähe hier wohnt die Schwester eines Mädchens, die bey uns Ausgeberin und Kinderzieherin ist, sie heist Ochernal, die Tochter eines Kantors, die sehr schöne musikalische Kenntniß und Fertigkeit <üdz sie spielt Partitur u singt vom Blat> hat, und sich gegenwärtig durch musikalischen Unterricht nährt, ein Mädchen von Geist und Kenntnissen, die sich auch mit andern Gegenständen des weiblichen Unterrichts bekannt gemacht hat und den Plan hegt, eine Erziehungsanstalt für Mädchen anzulegen. Unter andern hat sie sich auch deswegen aufs Zeichnen und Französische gelegt. Sie ist jung und lebhaft, dabey an ein mässiges Leben in der kleinen Stadt Dahme gewöhnt. Ich halte das Mädchen für einen Schatz als Lehrerin und Gesellschafterin Ihrer Tochter <aus für Ihre Tochter>_ auf dem Lande und in Strelitz; zur musikalischen Ausbildung insbesondre ist sie vortreflich. Meine Frau sprach davon mit der Gräfin Bernstorff, daß sie das Mädchen gern in ein gutes Haus untergebracht sähe und diese schien selbst Lust dazu zu haben. Alte Freundschaft geht aber vor und ich möchte Sie voraus fragen, ob solch ein Mädchen Ihnen angenehm ist, Sie würden ihr jeden vertraulichen Umgang gestatten können. Wären Sie nicht in unsrer Nähe so ohne einen Grus vorübergezogen so hätten wir Ihnen das Mädchen zeigen können, so müssen Sie Sich schon auf mein Urtheil verlassen, aber ich empfehle selten, um so leichter können Sie vertrauen Ihrem ergebensten Achim Arnim

Meine Ergebenheit dem Onkel.

Abbildung der ersten und der letzten Seite des Briefes auf der Umschlagrückseite.

HEINZ HÄRTL

Drei Briefe aus der Spätromantik:
Joseph Görres, Clemens Brentano und Hermann Joseph Dietz

Zu den fünfundzwanzig Exempeln, die in Walter Benjamins Briefbuch »Deutsche Menschen« als Dokumente der *Conditio humana* des deutschen Bürgertums zwischen den letzten Dritteln des 18. und 19. Jahrhunderts versammelt sind, gehört auch ein Schreiben, das Joseph Görres 1822, in seiner Straßburger Zeit, an den Aarauer Stadtpfarrer Alois Vock gerichtet hat. Es spiegelt, so Benjamin, »sehr schön den Uebergang der idealisch ausgespannten Romantik ins beschauliche Biedermeier«.¹ Ähnliches läßt sich auch von den drei zwischen 1825 und 1842 geschriebenen Briefen sagen, die im folgenden mitgeteilt werden. Görres und Brentano, die zur Jahrhundertwende der frühromantische Idealismus angetrieben hatte, waren in der restaurativen Epoche, die nach den Befreiungskriegen einsetzte, mit ihrem Koblenzer Freund Hermann Joseph Dietz eines Sinnes in einer katholisch bestimmten Opposition gegen die Signaturen des heraufziehenden Industriealters preußisch-protestantischen Zuschnitts. Ihm widersprachen sie mit der Propaganda einer religiösen Gesinnung, die, den modernen Entfremdungs- und Demütigungserscheinungen entgegen, auf einem ganzheitlichen Weltbild und der Würde jedes einzelnen Menschen insistierte. Dem ausgepowerten und egalisierten Individuum wandten sich diejenigen, die zur Zeit der Heidelberger Romantik nichts mehr verehrt hatten als die charakteristischen Individualitäten, die in den Liedern des »Wunderhorns« zur Sprache kommen, mit einer karitativen Energie zu, deren Wurzeln in der romantischen Sympathie für die Außenseiter der Gesellschaft liegen. Unmittelbarer als in den Artikeln, die in der Münchner Zeitschrift »Der Katholik« und anderswo erschienen, kommt das Ethos der Schreiber in ihren Briefen zum Ausdruck. Wie sie miteinander und mit Bekannten brieflich umgingen und die private Meinung und das Persönliche ohne Scheu diskret kommunizierten, kann auch den späten indiskreten Leser beeindrucken, der von dem Mitgeteilten nicht viel hält. Die spezifisch humanistische Gesinnung des spätromantischen Kreises, dem die Verfasser der drei Briefe angehörten, manifestiert sich vor allem in denen von Görres und Dietz. Das kurze Schreiben des großen Epistolographen Clemens Brentano ist jedoch schon deshalb bemerkenswert, weil es bisher unbekannt war und mit den beiden anderen in Verbindungen steht.

Der äußerliche Zusammenhang der Briefe Görres' und Brentanos ist durch die Adressen gegeben. Görres schrieb an Sophie Doll, Brentano an ihre Schwester Therese. Beide lebten auf dem Marienberg bei Boppard. Nachdem das dortige

¹ Deutsche Menschen. Eine Folge von Briefen. Auswahl und Einleitungen von Detlef Holz [d. i. Walter Benjamin]. 2. Auflage. Luzern 1937, S. 67.

Benediktinerinnen-Kloster 1794 aufgehoben worden war, hatte der Fabrikant Karl Theodor Doll in dessen Räumen eine Baumwollspinnerei errichtet, die jedoch einging. 1824 begannen seine beiden Töchter eine neue, gänzlich andersartige Nach- und Umnutzung des Gebäudes, indem sie auf dem Marienberg eine »Erziehungs-Anstalt für junge Mädchen« gründeten. Zweck der pädagogischen Einrichtung war es, einem gedruckten Mitteilungsblatt der Schwestern zufolge, »durch christliche Erziehung in jungen Herzen Ehrfurcht und Liebe für Religion, Tugend und Einfachheit der Sitten zu erwecken, den Geist mit nützlichen und angenehmen Kenntnissen für die verschiedenen Stände des Lebens auszurüsten«. Nachdem Sophie und Therese Doll 1832 und 1833 gestorben waren, übernahmen zwei ehemalige Schülerinnen, die Schwestern Emilie und Mina Genger, die »Erziehungs-Anstalt«, in die auch Clemens Brentanos Bruder Christian involviert war, der seit Anfang der dreißiger Jahre auf dem Marienberg wohnte und 1835 Emilie Genger heiratete. Mit der Beteiligung Christian Brentanos nahmen die finanziellen und sonstigen Schwierigkeiten zu, die schon zuvor erheblich gewesen sein müssen.

Über Görres' Beziehung zu den Schwestern Doll ist wenig bekannt. Was Sophie Doll ihm geschrieben hatte, als er mit seinem Brief vom 2. März 1825 reagierte, kann aus diesem weitgehend erschlossen werden. Clemens Brentano berichtete ihm am 16. Mai 1830 recht angetan von den Marienberger Verhältnissen: »In Boppard war ich zu meiner großen Genugthuung: der Zustand dieses Hauses ist ein rührender Beweis, was kindliches Vertrauen auf Gottes Hülfe zu erhalten und zu fördern vermögen. Obschon die höchst schwierigen und hindernden Verhältnisse der Familie noch keineswegs gehoben sind, hat doch die höchst achtbare Begeisterung von Sophie ungemein vieles Gute in das Haus gebracht. <...> die Erziehung ist durchaus religiös und zugleich in hohem Grade fröhlich und unbefangen, wie das gute Gewissen. Die Mädchen sind alle ungemein glücklich und des besten Willens; das Haus ist reinlicher, freundlicher und ordentlicher geworden. Die Kinder gehen alle mit bleibender Begeisterung für das Gute heraus. <...> Im ganzen Hause herrscht Friede und Freude.«²

Es ist unklar, ob Brentano seinen undatierten Brief noch im selben Jahr oder erst ein Jahr später an Therese Doll geschrieben hat. Zwar ist auf dem Brief von Christian Brentano vermerkt: »1830 / Clemens Brentano«, doch spricht die Rekonstruktion der Lebensumstände des Dichters eher für 1831. Brentanos Biographie ist für das Jahr 1830 gut dokumentiert, die in dem Brief mitgeteilten Fakten lassen sich sinnvoller dem weniger gut dokumentierten Jahr 1831 zuordnen.³ Im Sommer 1831 ist ein Aufenthalt Brentanos im westfälischen Bocholt belegt, wo er bei der ihm befreundeten Familie seines Jugendfreundes Hans Christian von Bostel wohnte und mit seiner Freundin Apollonia Diepenbrock, der Tochter des

² Joseph von Görres, Gesammelte Briefe. Dritter Band. Freundesbriefe. (Von 1822–1845.) Hg. von Franz Binder. (Görres, Gesammelte Schriften. Hg. von Marie Görres. Neunter Band.) München 1874, S. 382f.

³ Vgl. Konrad Feilchenfeldt, Brentano-Chronik. Daten zu Leben und Werk. München 1978, S. 143–148.

Salmschen Hofkammerrats Anton Diepenbrock, zusammentraf. Ihr Bruder Melchior war seit 1830 Domherr in Regensburg. Er wird Brentano in Frankfurt am Main besucht haben und von dort mit ihm nach Bocholt gereist sein. Daß der Brief in Frankfurt geschrieben wurde, läßt sich vor allem aus der Erwähnung von »Frau Veit« folgern: sehr wahrscheinlich Carolina Veit, die Frau des Malers Philipp Veit, der seit 1830 Direktor des Städelschen Instituts in Frankfurt war; daß Brentano mit den Veits zu jener Zeit »einen ganz herzlichen, vertrauten und genügenden Umgang« hatte, ist belegt.⁴

Ein »lange« Brief«, den Brentano 1830 an die Schwestern Doll geschrieben, jedoch nicht abgeschickt hatte, ist leider nicht überliefert. Von diesem Brief berichtet ein Schreiben, das Amalie (Malchen) Sadermann, wohl eine ehemalige Schülerin des »Erziehungs-Instituts«, vom 11. bis 14. Oktober 1830 aus Frankfurt an Sophie Doll richtete. Aus diesem Schreiben geht zudem eine skurril anmutende Besorgnis Brentanos über die Umgangsformen auf dem Marienberg hervor: »Ich habe, sagte er, schon mehreremal die gerechte Klage gegen das Institut gehört, das fast alle Mädchen die daraus hervorgehen, sich so leicht in Jedermann verlieben. Er schreibe dies, fuhr er fort, dem vielen umarmen und drücken, und einer gewissen übertriebenen Zärtlichkeit zu, die unter den Mädchen herrsche, und die das Bedürfnis des vertraulichen Umgangs mit vielen Menschen recht rege in den jungen Gemüthern mache. Er meint es sei besser wenn sich die Mädchen zuweilen klopfen und prügeln. Ich antwortete ihm das geschehe bei den Jüngeren auch zuweilen, was aber das Verlieben betreffe so sei ein Mensch von Natur mehr geneigt, sich leicht anzuschließen, als der Andere, und das eben solche Gemüther, wenn sie eine geistige Richtung erhielten (was doch in Marienberg allerdings geschehe) gewiß nie solche äußeren Liebeszeichen an die oder gar den Ersten besten verschleuderten, sondern immer denen erzeugten die sie wirklich zu lieben Ursache hätten. Sollte allenfalls eine oder die Andere von unsern Schwestern verschwenderisch mit ihrer Zärtlichkeit gewesen sein am unrechten Platz, so sei solche noch keine ächte Marienbergerinn gewesen. – Was meinst Du liebe Sophie hatte ich recht?«⁵

Brentanos Bekanntschaft mit den Diepenbrocks und seine Beziehungen nach Bocholt gehen auf die Dülmener Lebensphase des Dichters zurück. Er hatte sich in dem westfälischen Dülmen, mit einigen Unterbrechungen, von Ende 1818 bis Anfang 1824 aufgehalten, fasziniert von der stigmatisierten ehemaligen Augustinernonne Anna Katharina Emmerick, deren Visionen er aufschrieb, um die Notizen später bearbeitet zu veröffentlichen. Die Dülmener Emmerick-Jahre Clemens Brentanos gelten als eine der bizarrsten Episoden der ins Biedermeierliche oszillierenden Spätromantik. An diese Dülmener Jahre erinnert der Brief, den Brentanos alter Freund Hermann Joseph Dietz, der Gründer des Koblenzer Bürgerhospitals, ein Fabrikant lackierter Blechwaren, am 13. Juni 1842, dem Gedächtnistag

⁴ Clemens Brentano's Gesammelte Briefe von 1795 bis 1842. Mit vorangehender Lebensbeschreibung des Dichters. Zweiter Band. (Brentano, Gesammelte Schriften. Neunter Band.) Frankfurt/M. 1855, S. 253.

⁵ Unveröffentlichter Brief (Privatbesitz).

des Antonius von Padua, an den sterbenskranken Dichter nach München schrieb. Der Brief Dietz' zeugt von der zutiefst humanen Substanz des Bizarren. Mit Schlagwörtern wie Wehmut des Biedermeiers, Rückzug ins Private und Provinzielle wäre sie nur oberflächlich charakterisiert. Zugleich kann der Brief – einer der letzten, der an Brentano geschrieben wurde – als eine Art Epitaph auf den Dichter gelesen werden. Er litt seit Anfang des Jahres 1842. Im Februar hatte ihn Dietz in München besucht. Sechs Wochen, nachdem der Brief geschrieben worden war, starb Brentano am 27. Juli 1842 in Aschaffenburg.

Eine historisch-kritische Edition der in Privatbesitz befindlichen Briefe ist an dieser Stelle nicht beabsichtigt. Weitere Recherchen zu dem Brentano-Brief und die genaue Handschriften-Beschreibung bleiben seiner Edition in der Frankfurter Brentano-Ausgabe vorbehalten. Unterstrichenes ist gesperrt wiedergegeben, lateinische Schreibschrift nicht ausgezeichnet, Seitenwechsel mit Angabe der Seitenzahlen zwischen geraden Strichen markiert. Die historiographische Aufarbeitung und detaillierte Darstellung des Doll-Brentano-Gengerschen Pädagogiums wäre Aufgabe einer besonderen Untersuchung, die sich auf umfangreiches handschriftliches Material stützen könnte.⁶

1. Joseph Görres an Sophie Doll, Straßburg, 2. März 1825

Strasburg 2 März 1825

Ich habe diesmal etwas gesäumt mit der Antwort auf Ihre letzte Zuschrift, weil ihr Inhalt diesmal nicht von mir allein abhängt, sondern ich andere Leute dabey zu Rathe ziehen mußte, die einem nun nicht so zu Gebote stehen wie die eigenen Gedanken. Selbst jetzt, da ich Umfrage gehalten, kann ich nicht so rechten Bescheid geben, wie ich wünschte, da in all dergleichen Dingen, wo die Augen nicht selbst gesehen, kein rechter Verlaß ist, und ich dazu hier weder Gelegenheit noch Gegenstand gefunden. Inzwischen übers Können kann niemand verbindlich gemacht werden.

Zunächst habe ich mit vieler Theilnahme gelesen, was Sie mir über die neuerdings zurückgekehrte Krankheit der Thereschen geschrieben. Das ist das Schlimme bey Allem, was einmal recht tief in die Gesundheit eingeschnitten, daß noch lange hernach eine wunde Stelle übrig bleibt, die bey geringer Veranlassung wieder aufgerissen wird und dann wiederholte Anfälle des beseitigten Uebels herbeiführt. Noch übler ist für ihre jetzigen Verhältnisse, daß die Zerrüttung gerade ins Nervensystem eingetreten, und gerade in einem Organ die örtliche Schwäche sich festgesetzt, das mit allen Gemüthsbewegungen in einem so nahen Verkehre

⁶ Wesentliche Veröffentlichungen über die »Erziehungsanstalt«: A. H. <Amalie Hassenpflug>, Margarethe Verflassen, Ein Bild aus der katholischen Kirche. Hannover 1870, S. 44–67; Johannes Baptista Diel / Wilhelm Kreiten, Clemens Brentano. Ein Lebensbild nach gedruckten und ungedruckten Quellen. Freiburg i. Br. 1878, Bd. 2, S. 406–412; Brigitte Schad, Christian Brentano, Vater der Aschaffener Brentanos. In: Brigitte Schad, Die Aschaffener Brentanos. Beiträge zur Geschichte der Familie aus unbekanntem Nachlaß-Material. Aschaffenburg 1984, S. 30–35.

steht, und äußeren nachtheilichen Einflüssen, die von dieser Seite, wo viele Menschen beysammen sind, kaum abgehalten werden können, gar nicht entzogen werden kann. Ich traue Ihr zu, daß sie sonst von den Allermeisten, wie sie in dergleichen Beziehungen vorzukommen pflegen, sich nicht bemeistern läßt; aber der Schrecken ist eben auch gar nicht in des Menschen Willkühr gegeben, und so hat das Unglück in ihm den Weg zu ihr gefunden. Indessen ist doch auch dergleichen, so sehr es vom Zufalle herbeygeführt scheint, keineswegs zufällig; wie die Zunahme eines Uebels bestimmt abgeschnittene Stufenpunkte hat, so auch die Abnahme, und die Besserung die auf schleichendem Wege sich durch Jahre hinausgezogen hätte, wird |1| wohl oft durch einen solchen wiederkehrenden Sturm der auf Jahre zurückzuwerfen scheint, so beschleunigt, daß sie in der kürzesten Frist erfolgt. Was mich im vorliegenden Falle darin bestärkt, daß es wohl hier diese Bewandniß haben möge, ist unter Andern auch die beynahe gänzliche Enthaltung von aller Nahrung, über die Sie sich so verwundern. Es scheint mir eine Art von magnetischer Selbstcur zu seyn, in der durch eine Abspannung der Lebenskräfte der gesammte Organismus sich auf dieselbe Höhe herabzusetzen sucht, auf der das krankhafte Organ steht, damit alsdann in einem Stücke das Leben ins vorige Gleichgewicht zurückspringt. Hat es wie ich hoffe diese Bewandniß, dann wird das nahende Frühjahr bald eine sehr heilsame Wirkung beweisen, und bis die Bäume grünen, das Übel gehoben seyn. Auf alle Falle ist inzwischen die Theresen für die Anstalt ein Jahr lang so gut wie verlohren, und wenn diese sich erweitert, so thun Sie allerdings wohl sich nach einer Gehülfin umzusehen, erstens weil der einzelne Mensch sich nicht mehr aufladen soll als er bestreiten kann, und zweytens weil die Leute, wenn auch jemand unklug sich überladet, ihm doch keinen Dank dafür wißen, und kein Vertrauen darauf setzen. Ich glaube keineswegs, daß die gegenwärtige Art von Thätigkeit, wie Sie mir dieselbe in Ihrem Briefe beschreiben, auf Ihre Gesundheit einen nachtheilichen Einfluß übe. Das Sie selber den Verstand gehabt, Ihre eigenen Stücken auszusetzen, und nicht erzwingen zu wollen, was sich ohne nachtheiliche Folgen nie gewaltsam herbeynöthigen läßt, so sehe ich nicht was in einer wenn auch noch so großen Rührigkeit Schädliches für Ihre Constitution, wie ich sie kenne, liegen könnte. Das Anstrengende, was allenfalls anfangs in dieser Art von Bewegung und Thätigkeit für Sie gelegen, wird sich ohnehin wie das Gewicht des Brodkorbs bey dem Äsop täglich mindern, da Sie durch Erfahrung gelernt haben werden, nichts Unnöthiges zu thun, Ihre Kräfte zu Rathe zu halten, eines nach dem Andern vorzunehmen, jedes unnütze Laufen und Gegeneinanderrennen zu meiden und mehr und mehr alles vorzunehmende unter einem Blick zu fassen und jedes wenn seine Zeit gekommen mit dem geringsten Aufwand von Anstrengung abzuthun. Mit solcher Oeconomie im Thun läßt sich ungemein viel bestreiten, besonders wenn dazu von außen nicht eine Masse entmuthigender Einwirkungen, sondern wie bey Ihnen so viele immer anregende Reize |1| kommen. Aus der Art wie Sie mir Ihr Verhältniß zu den Kindern beschreiben, sehe ich, daß Sie vollkommen auf dem rechten Wege sind, fahren Sie also immer fort auf demselben voranzugehen. In den meisten Fällen erschweren sich die Menschen durch unnatürliche Künsteleyen und Superklugheit

selbst die Ausführung auch selbst heilsamer Vorsätze, und reiben ihre Kräfte in unnützen Kämpfen gegen die Natur der Dinge auf, die sie zu ihrer behutsamen Leitung verwenden sollten. Das Naturell der Kinder ist durchgängig so unverfälscht, daß hat man ihre Neigung und ihre Vertrauen einmal sich erworben, man in ihm aus ihrer Seele heraus unvergleichlich mehr ausrichtet, als von außen herein mit allem Zwang, mit aller Kunst, mit allem Einpredigen und abrichten. Auf dem letzten Wege hat man uns eine Erziehungsfabrik und ein Exerzierhaus angelegt, im Ersten aber wirds eine Familie im besten Sinne, die dabey immer jung bleibt, weil sie immer aus der anwachsenden Jugend sich ergänzt. Aber wie dem auch sey, so müßen Sie auf jeden Fall für das laufende Jahr eine Hilfe haben, die wenn sie eingeht in Ihre Weise auch für die Zukunft bey Erweiterung des Institutes nicht entbehrlich gemacht wird. Sie haben mich aufgefordert, mich deswegen hier umzusehen. Sie wissen wie isolirt ich hier lebe, und wie wenig Bekanntschaft ich im Ganzen unter den hiesigen habe. Leute wie Sie ihrer bedürfen, sind überall selten, weil sie nicht von selber wachsen und um sie zu ziehen, keine Institute vorhanden sind. Es kömmt eben allerley zusammen was sich schwer beysammen findet, gebohrne Französin, unverbildet und doch unterrichtet, dabei bescheiden in den Ansprüchen, frey und disponibel und willig ihr Vaterland zu verlassen. Ich habe mich nach einem solchen Individuum erkundigt, aber man hat mir Keines zu nennen vermogt. Es kommen wohl Welche von Zeit zu Zeit aus dem Innern, um aus den Hießigen, die sich die Französische Bildung geben laßen wollen, Puppen zu ziehen; diese Kunst ist aber in unserem Falle nicht gesucht. Die hier angesiedelten Franzosen sind meist wohlhabend, und die Töchter wenig geneigt und geschickt, Andere zu erziehen. Ich habe also nach einer andern Gattung nach Teutschen umgefragt, die etwa so viel als nöthig ist von französischer Sprache und Bildung angenommen, ohne die Menschliche darüber einzubüßen, und da hat man mir eine Madame Plane genannt, die mit ihrer Tochter in Alzey wohne und dort eine kleine Schule halte, Beyde seyen brav, geschickt, wacker, religiös und passend für eine Anstalt wie die Ihrige, seyen aber dort in nicht angenehmen Verhältnisse und wünschten Andere anzuknüpfen. Der hießige Generalvikar Lieberman⁷ kennt sie persönlich und steht ein für das was von ihnen hier gesagt ist und die Frau hat ihm noch im vorigen Jahre geschrieben ob er keine [2^e] Aussicht hier für sie habe. Nun wird aber die Frage seyn, ob Mutter und Tochter sich trennen wollen, und welche in diesem Falle Ihnen am besten dient, auch ist die Frage, ob sie noch jetzt in ihren vorigen Verhältnissen bestehen und diese zu ändern wünschen. Sie müßen sich das nun selber überlegen, und ich kann hier nichts zu noch abthun, da ich die Leute nicht kenne, und nicht weiß, was sich in der Zeit die von Ihrem Briefe zu meiner Antwort verlaufen, bey Ihnen verändert hat. Wenn Sie darauf einzugehen Lust haben, so kann Dietz oder auch ich deswegen an Räß⁸ in Maynz schreiben, der kennt den Pfarrer von Alzey genau und kann alle nöthigen Erkundigungen einziehen.

⁷ Bruno Franz Leopold Liebermann (1759–1844), seit 1823 Generalvikar in Straßburg.

⁸ Andreas Räß (1794–1887), seit 1819 Professor für Philosophie, seit 1824 für Dogmatik am Mainzer Priesterseminar, 1842 Bischof von Straßburg.

Das ist was ich diesmal Ihnen zu erwidern habe, leben Sie nun wohl und froh und munter, gedenken Sie unser in Liebe und grüßen Sie die Ihrigen aufs Freundschaftlichste

Ihr

J Görres

Die Nachrichten wegen <xxx>⁹ waren mir allerdings <jetzt ganz>¹⁰ recht, ich denke indessen es wird mir der <xxx>¹¹ heit gewesen seyn. Ich habe deswegen an Puggé¹² geschrieben. Von Frankfurt erwarten wir täglich in Sorgen Nachricht von der Niederkunft¹³.

An
Fräulein
Sophie Doll
in
Boppard

[2^v]

2. Clemens Brentano an Therese Doll, Frankfurt/M., vermutlich Sommer 1831

Verehrte Freundin!

Ich reiße auf 10 Tage mit Apolonias Bruder¹⁴ der von Regensburg gekommen nach Bocholt. Hiebei 8 rt¹⁵ von Frau Veit und 1 rt für die Dienerin. – Ich meinte, dies genüge! – Für meine Gratifikation habe ich Görres beauftragt, drei Zöglinge von trefflichem französischem Akzent und eben so großem Talent sie zu presentieren als Mlle Revoux bei ihnen einzuführen

Ihr
ergebener
CB.

[1^r]

Mademoiselle Therese Doll
Marienberg
Boppard.

⁹ Ein Wort durchgestrichen, unleserlich.

¹⁰ Beide Wörter durchgestrichen.

¹¹ Zwei Wörter durchgestrichen, unleserlich.

¹² Puggé, Freund von Görres' Sohn Guido. Vgl. Görres an Windischmann, 10. Oktober 1824; Josef von Görres' *Ausgewählte Werke und Briefe*. Hg., mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Wilhelm Schellberg. Kempten-München 1911, Bd. 2, S. 407.

¹³ Seiner in Frankfurt mit dem Gymnasialprofessor Johann Baptist Leopold Steingaß (1790–1854) verheirateten Tochter Sophie (1802–1854). Vgl. ebd., S. 419f.

¹⁴ Melchior Diepenbrock.

¹⁵ Reichstaler.

|1^v|

3. Hermann Joseph Dietz an Clemens Brentano, Koblenz, 13. Juni 1842

+++

Lieber guter Herr Clemens!

Ich bin diesen Morgen von einer kleinen Tour ins Münsterland, heimgekehrt, u da ich manche Orte u Personen gesehen, zu welchen Sie in früheren Jahren einen so innigen Bezug gehabt, so dachte ich auf der Heimreise, daß ein Schreiben an Sie meine erste Beschäftigung nach meiner Ankunft sein sollte. Leider entnehme ich aus einen vorgefundenen Schreiben meiner Münchener Kinder,¹⁶ daß Ihr Unwohlsein bedeutend zugenommen, zu meinem Troste aber, daß Sie die Prüfung des Herrn, mit christlicher Gedult u Ergebung ertragen. Ach lieber Herr Clemens, ich vermag Ihnen keine so trostreichen Worte zu sagen, wie Sie in ernsten Verhältnissen meines Lebens, zu mir geredet haben, aber wenn ein alter treuer Freund, der es keinen Augenblick vergessen hat, welchen Einfluß Sie auf sein Leben gehabt, u zu welchem Dank er auch Ihnen als den Zubringer der göttlichen Gnade verpflichtet, Ihnen aus der Ferne, mit inniger Theilnahme, die Hand reicht, so weiß u fühle ich, daß auch für Sie, sein Gedenken wohlthuend |1^v| u tröstlich sein werde. Ich habe im Münsterlande wo viele gute Leute Ihrer in Liebe gedenken, oft von Ihnen erzählen müssen. Aber besonders in Dülmen am Grabe der seeligen Emmerich, am Dienstag 7.^o zwischen 11 u 12 Uhr für Sie gebethet. Es war mir als wären mir alle Beziehungen, die Sie zu der Seeligen gehabt, u jene in denen ich zu Ihnen gestanden näher gerückt, und mir verständlicher geworden. Es war mir als dürfte ich zu ihr sagen, helfe dem armen Freunde von seiner Traurigkeit, u von allen den Besorgnissen die er gehabt, als ich ihn zuletzt in München verlassen, gieb seinem wunden Herzen wieder Ruhe und Frieden. Trotz der glühenden Sonnenhitze zu dieser Stunde, wurde es mir am Ende ganz heiter u wohlgemuth, so das ich innerlich dachte, der gute Herr Clemens hat an ihr eine treue Fürbitterinn bei Gott. Dann war ich auch in der hinter dem Kirchhof gelegenen stillen Capelle, die so heimlich zwischen den alten hohen Eichen verborgen liegt, wo Sie gewis auch oft sich aufgehalten haben. Die ganze linke Seite des Kirchhofs ist mit hohem Gras überwachsen bis auf den grosen Stein der das Grab der frommen Seele |1^v| bedeckt. Die andere ist mit Kreuzen bedeckt, so das man auf den Gedanken komt, drüben solle Niemand mehr zur Ruhe hingelegt werden. Die einliegende Blüthe ist von einem Halme neben dem Grabstein abgebrochen. Darauf gieng ich zu dem lieben Pastor zu Haltern.¹⁷ Leidend, ganz contract, den Kopf auf die Brust gesenkt, etwa wie der H. Liguori¹⁸ dargestellt wird, fand ich den guten Mann im

¹⁶ Tochter Ottilie, seit 1835 verh. mit Franz Streber (1806–1864), Professor für Archäologie an der Universität München.

¹⁷ Pfarrer Friedrich Karl Büttner in Haltern, hielt am 13. Februar 1824 in Holtwick die Totenmesse für Anna Katharina Emmerick.

¹⁸ Alfonso Maria de Liguori (1696–1787), gründete 1732 den Orden der Liguorianer oder Redemptoristen, seit 1762 Bischof von Sta. Agatha in Neapel; 1839 kanonisiert.

Lehnsessel ruhend. Seine erste Frage war nach Ihnen, u in den wenigen Stunden, die ich bei ihm zubringen konte, erzählte er mir viel von den vergangenen Zeiten, wo Sie in der Nähe weilten. Beim Abschiede gab er mir seinen heil. Seegen auch für Sie mit, da ich sagte, daß ich Ihnen bald schreiben würde, u die Versicherung, daß er immer für Sie bete. Das will ich auch mit meiner Marie¹⁹ noch fleisiger u anhaltender thun, als wir es die Zeit über schon gethan haben, weil Sie leidender geworden sind, u wir in der Ferne ja nichts für Sie zu thun vermögen als beten, u bitten, daß der Allmächtige Sie in Ihren Leiden trösten u stärken möge. Seinem Schutze, u der allerheiligsten Jungfrau der Trösterinn der Betrübten, u der Helferrinn in allen Nöthen, empfehle ich Sie mit herzlicher Liebe u theilnehmendem Herzen Ihr

St. Antonis v. P. 42.

HJDz

[2¹]

¹⁹ Tochter Dietz'.

Miszellen

ROSWITHA BURWICK

Eine Quelle zu Arnims

»Der Tolle Invalide auf dem Fort Ratonneau«

Für seinen Beitrag zu den von Ludwig Wilhelm Gilbert herausgegebenen *Annalen der Physik* (Bd. 4, St. 1, 1800, S. 116–119) recherchierte Achim von Arnim u. a. auch Johann Christian Anton Thedens *Neue Bemerkungen und Erfahrungen zur Bereicherung der Wundarzneykunst und Medizin* (Bd. 1–2. Berlin-Stettin: Nicolai 1771). Theden berichtete dort von den Lichtenbergischen Figuren auf dem Rücken eines vom Blitz erschlagenen Soldaten (Bd. 1, Th. 3, S. 166). Er erwähnte auch einen anderen Soldaten, der 1741 aus dem Lager bei Strehlen nach Breslau gebracht wurde, da er nach einer geheilten Kopfverletzung an Anfällen litt. Nachdem man die Narbe geöffnet hatte, fand man einen Splitter, der vermutlich durch eine Vereiterung Fieberzustände ausgelöst hatte. Nach Entfernung des Fremdkörpers war der Mann geheilt (ebenda, S. 77.) Dieser Bericht kann Arnims Erzählung *Der tolle Invalide auf dem Fort Ratonneau* angeregt haben.

JÜRGEN KNAACK

Etwas Neues zu Arnims Biographien im Brockhaus-Lexikon

Der nachfolgende Artikel aus dem Brockhaus-Lexikon von 1822 ist der erste zu Arnims Lebzeiten erschienene biographische Abriß:

Arnim (Ludwig Achim von), einer der phantasie reichsten und originellsten Erzähler, welche gegenwärtig in Deutschland leben. Er ist 1775, angeblich in dem Ländchen Behrwalde, geboren und widmete sich früher den Naturwissenschaften, in deren Gebiete er manche eigenthümliche Forschungen angestellt hat. Später scheint er in Verbindung mit mehreren geistreichen Freunden sich mehr dem dichterischen Schaffen hingegeben zu haben. Ariels Offenbarungen, ein Roman, 1stes Buch, Gött. 1804, ist das erste, was von ihm im Drucke erschienen. Gemeinschaftlich mit Clemens Brentano, mit welchem er in Heidelberg lebte, erwarb er sich das Verdienst, die Aufmerksamkeit der Deutschen auf ihre Volksliederpoesie zurückgeleitet zu haben. Dies geschah durch die Sammlung: Des Knaben Wunderhorn; alte deutsche Lieder. Heidelb. 1806 (2te Auflage, 1819. 2-3ter Bd.), nebst einem Anhang von Kinderliedern, 1808. Darauf erschien sein Wintergarten, eine Sammlung von Novellen, Berlin 1809 und Tröst Einsamkeit, alte neue Sagen und Wahrsagen, Geschichten und Gedichte, Heidelb. 1809.4. (sonst unter dem Namen Zeitung für Einsiedler). Sein Roman: Armuth, Reichthum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores, eine wahre Geschichte zur lehrreichen Unterhaltung armer Fräuleins aufgeschrieben, 2 Theile. Berlin 1810 mit Melodien (von Reichardt u. a.) verdiente, daß Jean Paul in den Heidelberger Jahrbüchern der Literatur darauf die deutsche Lesewelt aufmerksam machte, denn er gehört zu den interessantesten Dichtungen dieser Art, und ist in einzelnen Theilen unübertrefflich. Eine zu kecke und überschwengliche Wendung nimmt sein Humor in: Halle und Jerusalem, Studentenspiel und Pilgerabenteuer in 3 Aufz. Heidelb. 1811, und in der auch manches Köstliche enthaltenden: Schaubühne, 1ster Band, Berlin 1813, wobei man sich aber nicht das Theater, besonders das heutige denken darf. Zu den vortrefflichsten Märchen und Novellen, die wir besitzen, gehört aber die Sammlung: Isabelle von Ägypten, Kaiser Carls V. erste Jugendliebe, Erzählung; Melnick, die Hausprophetin aus Arabien, Anekdote; die drei liebevollen Schwestern und der glückliche Färber, Sittengemälde; Angelica die Genueserin; und Cosmus der Seilspringer, Novelle. Heidelb. 1811. Sein späterer, bis jetzt noch nicht fortgesetzter Roman: Die Kronenwächter, 1ster Bd. Berl. 1817 (auch unter dem Titel: Bertholds erstes und zweites Leben, ein Roman), ist reich an den herrlichsten und lebendigsten Schilderungen. – Sein zuletzt erschienenenes dramatisches Gedicht: Die Gleichen, Schauspiel, Berlin 1819, zeigt, wie schwer es diesem Dichter bei dem Reichthum seiner Phantasie werden mag, ein größeres poetisches Ganze mit der Klarheit und Nothwendigkeit der Idee zu gestalten. Übrigens hat er mehrere Gedichte und originelle Erzählungen zu der schon erwähnten Zeitung für Einsiedler (z. B. 100 Sonette gegen J. H. Voß), der kurze Zeit in Göttingen bestehenden Zeitschrift, die Wünschelruthe, beigetragen. Alle Schriften dieses Dichters bezeugen einen ungemeinen Reichthum von Phantasie und Humor, mannichfache Kenntniß, tiefe Beobachtungsgabe, Fähigkeit lebendiger Charakteristik, aber die große Nachlässigkeit, mit welcher er, besonders in seinen frühen Schriften, sonderbaren Einfällen sich oft gleichsam unwillkürlich hingibt, der bedeutende

Antheil des Bizarren an seinen Compositionen, und die Formlosigkeit der innern und äußern Darstellung schadet der genialen Erfindung und erklärt uns, warum ein Schriftsteller von solchem Talent keine größere Wirkung auf das Publicum hervorbringen kann. Gewiß ist es, daß nach Ausscheidung mancher fremdartigen und willkürlich angesetzten Theile, in seinen Hervorbringungen viel Herrliches rein und klar dastehen würde. – Seit mehreren Jahren lebt dieser Schriftsteller abwechselnd in Berlin, und seinem Gute Wiepersdorf bei Dahme, welches er mit großer Liebe bewirtschaftet; – einige Früchte seiner Mußestunden hat er in der letztern Zeit durch den von Gubitz herausgegebenen Gesellschafter, und das bei Gleditsch erscheinende Taschenbuch zum geselligen Vergnügen (seit 1820) mitgetheilt.¹

Nachdem Arnim diesen Artikel, der voller Fehler und Halbwahrheiten ist, gelesen hatte, schrieb er in einem Brief aus Wiepersdorf vom 26. November 1822 an den ihm persönlich bekannten Verleger Friedrich Arnold Brockhaus:

Als ich in diesen Tagen die Fortsetzung des Convers: Lexikons erhielt, fand ich eine Notiz über mein Leben darin. Der Verfasser ist gutmüthiger gegen mich gesinnt als die meisten Recensenten, hat aber in mancher Hinsicht sich geirrt. Einliegend ein Blatt zur Berichtigung, vielleicht bey künftiger Auflage zurückzulegen, allenfalls dem mir unbekanten Verfasser mitzutheilen.

Ich würde Ihnen über andre Artikel noch längere Berichtigungen senden können, aber mir fehlt die Zeit. Leider schmeicheln viele Verfasser den Parteien der Zeit, die sich doch als sehr wandelbar erwiesen haben und sündigen dadurch gegen die Geschichte. Das Buch, um ihm vollen Nutzen zu schaffen, müste durch eine Gesellschaft Gelehrte förmlich collegialisch durchgegangen und diskutiert werden. Auf diesem Wege könnte auch das Literarische, wo jeder Leser sich weitem Rath erholen kann, was viele Leser sehr vermissen, nachgetragen werden, denn dabey kommt Alles auf zweckmässige Auswahl an.

Ich streue diese Bemerkungen mit dem Vertrauen eines Landmanns aus und empfehle mich damit

Ew. Wohlgeboren

nach besten Kräften ergebenst

Ludwig Achim Arnim²

Hermann F. Weiss, der diesen Brief als erster veröffentlicht hat, schreibt im Kommentar dazu: »Seine dem obigen Schreiben an Brockhaus beigelegten Berichtigungen blieben in der ab November 1823 erscheinenden sechsten Auflage des Konversationslexikons unberücksichtigt. Der von demselben Autor verfaßte Artikel über Arnim in der 1827 erschienenen siebten Auflage enthält dagegen eine Reihe von sachlichen Berichtigungen und neuen Informationen, die wahrscheinlich auf Arnims Einsendung zurückgehen.«³ Das dem Brief beigelegte Blatt ist zwar verloren, aber es gibt in dem Frankfurter Taschenbuch B44 eine Kopie des Blattes, aus der eindeutig hervorgeht, welche Korrekturen im Artikel der siebten

¹ Conversations-Lexicon. Neue Folge. In zwei Bänden. Erste Abtheilung des ersten Bandes oder des Hauptwerkes Elften Bandes erste Hälfte. A–Cz. Leipzig: F. A. Brockhaus 1822, S.164–165.

² Hermann F. Weiss: Unveröffentlichte Briefe Achim von Arnims nebst anderen Lebenszeugnisse II 1811–1830. – In: Literaturwissenschaftliches Jahrbuch. N.F. 22 (1981), S.136–137.

³ Ebenda, S.139.

Auflage von Arnim stammen und welche vom Autor des Artikels. In dem Taschenbuch steht Folgendes:

Zur Berichtigung des Suppl. von Conversat.

Erstes Buch Theorie der elektrischen Erscheinungen sucht das Uebersinnliche in allen Erscheinungen darzuthun und das Sekundäre, wenn Alles als Materie erscheint, bemüht sich alle scheinbare Zurückstoßung als Zeichen größerer Anziehung auszulegen. Nachher in Gilberts Ann., Scheres Journal, Wolfs Ann. viel Experimente u Beurtheilungen chemischmagnetische Erfahrungen die jetzt ihre Anwendung finden. Durch Streit mit Ritter, den er allein unter deutschen Physikern achtete, durch Reisen abgelenkt von Naturkunde, den Menschen und ihrer Geschichte näher gerückt. Doch schrieb er schon vor der Ausreise Hollins Liebeleben als Parall. dazu Saussures Leben, bloß menschliches Leben mit wissenschaftlichem zu vergleichen.

Thätig beym Entstehen von Schlegels Europa, der Heidelberger Jahrbücher, bey Kleists Abendblättern, vier Monate als Herausgeber des Preuß. Correspondent. gefoltert durch den Censor, doch nicht ohne Frucht. Viele vergebliche Versuche werden durch andre wiedererstanden. Das Urtheil des Verfassers muß ich gelten lassen wie jedes Urtheil, doch machte ich ihn aufmerksam auch auf die Gleichen. Die hohe Schule des Weltlebens, in der keiner auslernt, sondern jeder, der am Ziele zu seyn glaubt, immer wieder zur untern Klasse hingewiesen wird, diese Idee verbunden mit der Ueberzeugung, daß dennoch kein Bemühen vergebens scheint war in den Gleichen mit ziemlicher Energie durch tausendfache Möglichkeiten des Ausgangs durchgeführt, der endlich doch allein in Gottes Hand heim gestellt ist.⁴

Der Autor des nachfolgenden Artikels aus der 7. Auflage, es ist derselbe wie in der 5., hat sich in seinen Korrekturen sehr genau an Arnims Vorgaben gehalten, scheidert jedoch einige Male an Arnims Handschrift, so schreibt er als gravierendsten Fehler »Rousseau« statt »Saussure«. Auch war Arnims »o« oft nicht zu lesen, hier wird aus dem »Hollin« ein »Hallin«, in der weiter unten wiedergegebenen Autobiografie heißt er dann »Hellin«. Einige eigene Grammatik- und Rechtschreibfehler aus der 5. Auflage korrigiert er, andere behält er bei, wie z.B. die Falschschreibung »Melnik« statt »Melück«.

Arnim (Ludwig Achim von), einer der phantasie reichsten und originellsten Erzähler, welche gegenwärtig in Deutschland leben. Er stammt aus der Uckermark, ist den 26. Jan. 1781 zu Berlin geb. und widmete sich früher den Naturwissenschaften, in deren Gebiete er eigenthümliche Forschungen angestellt hat. Sein erstes Buch: »Theorie der elektrischen Erscheinungen«, sucht das Übersinnliche in allen Erscheinungen darzuthun, sowie das Secundaire, worin Alles als Materie erscheint. Er sucht alle scheinbare Zurückstoßung als Zeichen größerer Anziehung auszulegen. Seine Beobachtungen und Erfahrungen sind in den periodischen Schriften Gilbert's, Scheerer's, Wolf's, niedergelegt und finden jetzt Anerkennung. Später scheint er durch Reisen in mehren Ländern den Menschen und ihrer Geschichte näher gerückt und in Verbindung mit mehren geistreichen Freunden sich mehr dem dichterischen Schaffen hingegeben zu haben; doch erschien schon vor seinen Reisen »Hallin's Liebeleben« (Götting.), dem eine Parallelbiographie, »Rousseau's Leben«, angehängt ist, um ein bloß menschliches Leben mit einem wissenschaftlichen zu vergleichen. »Ariels Offenbarungen«, ein Roman, erschien 1804 (Götting.). Gemeinschaftlich mit Clemens Brentano, mit welchem er in Heidelberg lebte,

⁴ Hs B44, FDH, Frankfurt am Main, S.138.

erwarb er sich das Verdienst, die Aufmerksamkeit der Deutschen auf ihre Volksliederpoesie zurückgeleitet zu haben. Dies geschah durch die Sammlung: »Des Knaben Wunderhorn« (Heidelb. 1806, 3 Bde., neue Aufl. 1819). Darauf erschien sein »Wintergarten, eine Sammlung von Novellen« (Berlin 1809), und »Tröst Einsamkeit, alte neue Sagen und Wahrsagungen, Geschichten und Gedichte« (Heidelb. 1809, 4.) (sonst unter dem Namen: »Zeitung für Einsiedler«). Sein Roman: »Armuth, Reichthum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores, eine wahre Geschichte zur lehrreichen Unterhaltung armer Fräulein aufgeschrieben« (2 Thle., Berlin 1810) verdiente, daß Jean Paul in den »Heidelberger Jahrbüchern der Literatur« darauf die deutsche Lesewelt aufmerksam machte, denn er gehört zu den interessantesten Dichtungen dieser Art. Eine zu kecke Wendung nimmt sein Humor in: »Halle und Jerusalem, Studentenspiel und Pilgerabenteuer« in (Heidelb. 1811), und in der auch manches Köstliche enthaltenden: »Schaubühne« (Berlin 1813). Zu den vortrefflichsten Märchen und Novellen, die wir besitzen, gehört die Sammlung: »Isabelle von Ägypten, Kaiser Karls V. erste Jugendliebe«, Erzählung; »Melnick, die Hausprophetin aus Arabien«, Anekdote; »Die drei liebevollen Schwestern und der glückliche Färber«, Sittengemälde; »Angelica die Genueserin und Cosmus der Seilspringer«, Novelle. (Heidelb. 1811). Sein späterer, bis jetzt noch nicht fortgesetzter Roman: »Die Kronenwächter«, (1. Bd., Berl. 1817) (auch unter dem Titel: »Bertholds erstes und zweites Leben, ein Roman«), ist reich an den originellsten und lebendigsten Schilderungen. – Sein Schauspiel: »Die Gleichen« (Berlin 1819), zeigt, wie schwer es diesem Dichter bei dem Reichthum seiner Phantasie werden mag, ein größeres poetisches Ganzes mit der Klarheit und Nothwendigkeit der Idee zu gestalten. Noch ist zu bemerken, daß er thätig beim Entstehen von Schlegel's »Europa« und kurze Zeit Herausgeber des »Preußischen Correspondenten« gewesen, auch Theil an den »Heidelberger Jahrbüchern« und an Kleist's »Abendblatte« genommen hat. Alle Schriften dieses Dichters bezeugen einen ungemeinen Reichthum von Phantasie, Gefühl und Humor, mannigfache Kenntniß, tiefe Beobachtungsgabe, Fähigkeit lebendiger Charakteristik; aber die große Nachlässigkeit, mit welcher er, besonders in seinen frühen Schriften, sonderbaren Einfällen sich oft gleichsam unwillkürlich hingibt, der bedeutende Antheil des Bizarren an seinen Compositionen, und die Formlosigkeit der innern und äußern Darstellung schaden der genialen Erfindung und erklären uns, warum ein Schriftsteller von solchem Talent keine größere Wirkung auf das Publicum hervorbringen kann. – Seit mehreren Jahren lebt dieser Schriftsteller abwechselnd in Berlin und seinem Gute Wiepersdorf bei Dahme, welches er bewirtschaftet.⁵

Ein Vergleich dieser Texte beweist, daß Arnim schon vor seiner 1825 veröffentlichten biographischen Selbstdarstellung eigenhändiges Autobiografisches publiziert hat, wenn auch nur als Teil einer fremden Darstellung. Als Vergleichsmöglichkeit im Folgenden der dritte, zu Lebzeiten Arnims erschienene autobiografische Abriß:

von ARNIM (Ludwig Achim) *Gutsbesitzer zu Wiepersdorf im Ländchen Beerwalde. Geboren zu Berlin den 26. Januar 1781. §§.* – Theorie der electrischen Erscheinungen. Halle, Gebauer. – Sehr viele eigene Abhandlungen, Uebersetzungen und Bearbeitungen in den drei ersten Jahrgängen von Gilberts Annalen der Physik, von denen nur die über Magnetismus abgesehen sind ausgegeben wurden. – Aufsätze in Scherers Journale. – Recension in Wolffs Annalen. – Hellins Liebeleben. Göttingen. – Ariel's Offenbarungen. Göttingen 1804. 8. – Gespräche

⁵ Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände. (Conversations-Lexicon.) In zwölf Bänden. Erster Band. A–Bl. Siebente Originalauflage. Leipzig: F. A. Brockhaus 1830, S.437–438.

über Schauspiele, in Schlegels Europa. – Schweizer Novelle, in den Cottaschen französischen Miscellen. – Des Knaben Wunderhorn, in Verbindung mit Clemens Brentano herausgegeben. – Hiezu eine Nachschrift über Volkslieder, die zum Theil schon früher in Reichardts musikalischer Zeitung abgedruckt worden. – Hiezu ein Nachtrag bei der zweiten Auflage. Erste und zweite Ausgabe. Heidelberg 1808 – 1819. 8. – Beiträge von Liedern zu Reichardts Troubadour. Kriegslieder. Göttingen 1806. – Ueber die Frau von Krüdener, in der Vesta des B. v. Schrötter. – Tröst-Einsamkeit, eine Zeitung für Einsiedler. Heidelberg 1808. 4. – Der Wintergarten, Novellen. Berlin 1809. 8. – Armuth, Reichthum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores. Zwei Bände. Berlin 1810. 8. – Halle und Jerusalem. Heidelberg 1811. 8. – Viele kleine Aufsätze in Kleists Abendzeitung, – mehrere Recensionen in den Heidelberger Jahrbüchern. – Vier Novellen. Berlin 1811. 8. – Vier Monat Redaction des Preußischen Correspondenten. Berlin. – Schaubühne. 1ter Band. Berlin 1813. 8. – Viele Beiträge zu dem Gesellschafter von Gubitz; – zu den Originalien in Hamburg. – Die Novelle von der umgeworfenen Postkutsche. – Novelle in den Gaben der Milde. – Die Kronenwächter. 1ter Band. Berlin 1817. 8. – Predigten des alten Magister Mathesius. ebend. 1817. 4. Vorrede zu Marlowes Faust übersetzt von Müller. – Beiträge zum Literatur-Blatt; – zu Benzenbergs Hamburger Zeitung; – zu mancherlei Zeitungen. – Die Gleichen, Schauspiel. Berlin 1819. 8. Novellen in mehreren Jahrgängen des Taschenbuchs zum geselligen Vergnügen. – Recension über Hardenberg in der Isis. – Im Frauentaschenbuche eine Novelle. – Novellen und Lieder in Försters Sängersfarth. – Cantate zur Todtenfeier Ihr. Majestät der Königin, komponirt von A. Schneider. Berlin. – Mehrere Beiträge zur Wünschelrute, herausgegeben von Hornthal. Göttingen.⁶

⁶ Gelehrtes Berlin im Jahre 1825. Verzeichnis im Jahre 1825 in Berlin lebender Schriftsteller und ihrer Werke. Aus den von ihnen selbst entworfenen oder revidirten Artikeln zusammengestellt und zu einem milden Zwecke herausgegeben. Berlin: Ferdinand Dümmler 1826, S. 8–9.

GEORG SCHWEDT

Achim von Arnims Besuch beim Alchemisten Beireis in Helmstedt¹

Der Zeit- und Eheroman *Der Gräfin Dolores Armut, Reichtum, Schuld und Sühne* von Achim von Arnim entstand 1809/1810. Es ist besonders durch Goethes *Wahlverwandtschaften* (1809) beeinflusst worden. Der Roman erschien als »eine wahre Geschichte zur lehrreichen Unterhaltung armer Fräulein«, gestaltet aus einer früheren Erzählung unter Einfügung von Novellen, Dramen und Liedern, Nebengestalten, Episoden und Zeitsatiren. Er zerfällt in die schon im Titel angedeuteten vier Teile. Im ersten Teil wird sogleich in dem trostlos äußeren Verfall eines kunstvoll in italienischem Stil erbauten Schlosses die Armut einer herabgekommen gräflichen Familie angedeutet. Im dritten Teil des Romans ist die Geschichte *Der wunderbare Doktor [...]* enthalten. Es handelt sich dabei um einen Besuch im Hause des Helmstedter Professor Beireis, den Achim von Arnim auch tatsächlich kennen gelernt hat.

Gottfried Christoph Beireis (1730–1809), als Sohn eines Ratsherrn und Kammersehreibers in Mühlhausen/Thüringen geboren, studierte in Jena zunächst Jura, dann Chemie, Physik und Medizin. 1756 kam er nach Helmstedt, wo er seine Ausbildung an der 1576 gegründeten (und 1809 aufgelösten) Universität abschloß. 1759 wurde Beireis Professor für Physik, 1762 für Medizin. Am Ende seiner Laufbahn lehrte er in sieben Disziplinen.

Goethe besuchte im August 1805 den »wunderlichen, in manchem Sinne viele Jahre durch schon bekannten problematischen Mann, Hofrat Beireis in Helmstädt« und berichtete darüber ausführlich in seinen *Tag- und Jahresheften*.² Arnim schreibt in seinem Brief vom 30.7.–16.8.1806 an Clemens Brentano: »Das bringt mich zu Beireis nach Helmstädt, bei dem ich vorgestern einen recht sonderbaren närrischen Tag zugebracht habe.«³ Danach war Arnim also am 28. Juli bei Beireis zu Besuch.

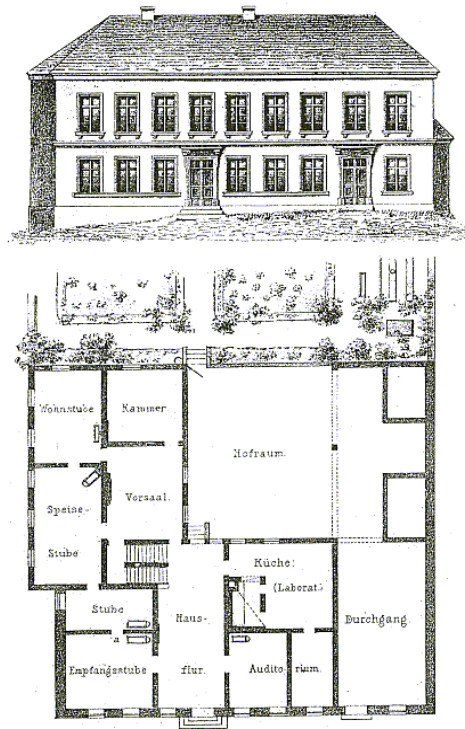
Der Text zur »alchemistischen« Tätigkeit von Beireis beschreibt »*Töpfe voll brennender Farben, blauen und roten Karmins*« und einen »*Herd voll Retorten der abenteuerlichsten alten Gestaltung, in denen allerlei Dämpfe wie Schatten von kleinen Menschen überdampften*«.

¹ Der Autor berichtete am 22. August 2004 in der Dorfkirche in Zernikow über Achim von Arnims Besuch beim Alchemisten Beireis in Helmstedt und führte Experimente zu Farbstoffen vor, die sich auf Arnims stattgefundenen Reise nach Helmstedt bezogen. Der Textauszug aus dem Roman »Gräfin Dolores« wurde von Peter-Anton von Arnim gelesen.

² Goethe: Werke. Hrsg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. Abt. I, Bd. 35. Weimar: Böhlau 1892, S. 205–230, Zitat S. 205.

³ Achim von Arnim und Clemens Brentano: Freundschaftsbriefe. Hrsg. von Hartwig Svhlutz. Frankfurt a. M.: Eichborn 1998, S. 413.

Beireis, der auch einige vom französischen Mechaniker Vaucanson hergestellte Automaten besaß – einen Flötenspieler, einen Tambour und eine fressende Ente –, soll durch den Verkauf von Farbenrezepturen reich geworden sein. Er war ein angesehener Arzt, als Wissenschaftler jedoch eher unbedeutend. Wilhelm Bechstein schrieb über ihn unter dem Titel »Die Geheimnisse eines Wundermannes« (1856) sogar einen Roman.



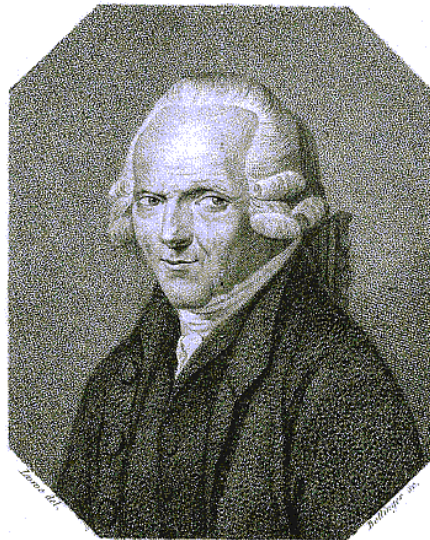
Beireis' Wohnhaus und Laboratorium

»Das Haus, in dem Beireis lebte, war recht geräumig und enthielt noch einen Hörsaal – damals pflegten die Professoren in ihren eigenen Wohnungen zu lesen – und ein recht stattliches Laboratorium. Es war ein wenig feucht, und allenthalben wurden die Sammlungen von Motten bedroht, zu deren Bekämpfung er Schwefel verbrannte, was sich zwar als fast wirkungslos erwies, wohingegen der

überall wahrnehmbare Schwefelgeruch Beireis' Ansehen als geheimnisvoller Alchemist beträchtlich erhöhte.«⁴

Achim von Arnim beschreibt in der dritten Abteilung »Schuld« im Kapitel »Der wunderbare Doktor, das unsichtbare Mädchen und der Flötenspieler« seines Romans »Gräfin Dolores« (1810) den Besuch des Grafen in »H...«, im Haus des Doktors:

Er fand sich in dem Wohnzimmer des Doktors, voll wunderbaren, aber ganz elenden Gerätes; Kaffee und Zucker stand da unter Töpfen voll brennender Farben, blauen und roten Karmins; statt eines Bettes lag da eine Strohmatten mit einem Bündel wohlriechender Kräuter zum Kopfkissen. Er schritt weiter und kam in die Küche, da stand ein kleines Töpfchen mit einer Milchsuppe, das war übergekocht und halb verbrannt; sonst war der Herd voll Retorten der abenteuerlichsten alten Gestaltung, in denen allerlei Dämpfe wie Schatten von kleine Menschen überdampften.⁵



Gottfried Christoph Beireis (1730–1809), Lithographie um 1825

⁴ Otto Krätz: Goethe und die Naturwissenschaften. Unter Mitwirkung von Helga Merlin und Ludwig Vesely. 2., korrig. Aufl. Sonderausg. München: Callwey 1998, S. 132 (im Kapitel »Der »geheimnisvolle Greif« zu Helmstedt. Gottfried Christoph Beireis und die Welt der Automaten«).

⁵ Achim von Arnim: Armut, Reichtum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores – Werke in sechs Bänden. Bd. 1. Hrsg. von Paul Michael Lützeler. Frankfurt a. M.: Deutscher Klassiker Verlag 1989, S. 403 (III. Abt., 9. Kap.)

Biographisches zu Beireis

Der vielseitige Wissenschaftler Gottfried Christoph Beireis (1730–1809) war für seine Sammlung von Schätzen und Kuriositäten bekannt

- 1730 Gottfried Christoph Beireis am 28. Februar in Mühlhausen (Thüringen) geboren; Vater: Joh. Christoph (1692–1745), Ratsherr und Kammerschreiber, Großvater: Christoph (1660–1713), Rot- und Lohgerber-Obermeister, Ratsherr
- 1750 Studium an der Universität Jena, Immatrikulation an der juristischen Fakultät, Wechsel zum Studium der Medizin, Physik und Chemie, Lehrer Georg Erhard Hamberger (1697–1755), Professor für Physik und Mathematik, auch für Chemie in der medizinischen Fakultät
- 1756 nach nicht näher bekannten Reisen (ab 1753) in Helmstedt zum Studium bei dem Mediziner Lorenz Heister
- 1759 Promotion zum Dr. phil. (29. Mai), Nachfolger des Professors Johann Gottlob Krüger für Physik am 4. April
- 1762 Professur für Medizin am 17. März, 9 Monate später Promotion zum Dr. med.
- 1767 Ernennung zum Hofrat am 6. März
- 1768 Professur für Chirurgie am 7. Juli
- 1802 Ernennung zum Leibarzt des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand am 10. Dezember
- 1805 Goethe besucht zusammen mit seinem Sohn August und dem Professor Wolf aus Halle Helmstedt (16.–19. Aug.) und Beireis Eintragung in August Goethes Stammbuch am 17. August als *Primarius Professor Medicinae, Chemiae, Chirurgiae, Pharmaceutices, Physices, Botanices et reliquae Historiae naturalis*
- 1809 gestorben am 18. September in Helmstedt

Lokales

JÜRGEN KNAACK

Künstlerhaus Schloß Wiepersdorf

Vom 6. bis 9. Mai 2004 veranstaltete der »Freundeskreis Schloß Wiepersdorf« seine »Romantischen Tage« in Berlin. Da seit Beginn des Jahres bekannt war, daß der Kulturfonds, der Träger von Schloß Wiepersdorf, zum Ende des Jahres 2004 liquidiert wird, nahm der Freundeskreis seine alljährlich stattfindenden »Romantischen Tage« zum Anlaß, gemeinsam mit der Berliner Bettina-von-Arnim-Gesellschaft und der Internationalen Arnim-Gesellschaft einen Auftakt zu gestalten, der zur Klärung der Situation in Wiepersdorf beitragen sollte.

Zuvor war von den drei Vereinen eine gemeinsame Presseerklärung veröffentlicht worden, in der für den Erhalt des Künstlerhauses Schloß Wiepersdorf plädiert wurde. Am 6. Mai fand eine gemeinsame Veranstaltung in der Berliner Akademie der Künste statt, auf der nach einem Festvortrag von Prof. Dr. Ulrike Landfester über politische Konzepte Achim und Bettina von Arnims der brandenburgische Staatssekretär Dr. Christoph Helm über die aktuelle Situation hinsichtlich des Künstlerhauses berichtete.

Er konnte mit der erfreulichen Neuigkeit aufwarten, daß der Bund in den kommenden drei Jahren jährlich 450.000 € zu den vom Land Brandenburg aus dem Kulturfonds-Vermögen resultierenden 315.000 € beisteuern wird. Damit ist zunächst genügend zeitlicher Spielraum gegeben, einen neuen Träger für diese national wichtige Einrichtung zu finden. Inzwischen hat die *Deutsche Stiftung Denkmalschutz* Wiepersdorf für eine Euro gekauft und vom Land Brandenburg den Kapitalanteil des Landes am Kulturfonds, etwa 7 Millionen Euro, erhalten, mit der Auflage, das Stipendiatenhaus weiterzuführen und das Schloß kulturell zu nutzen. Die Neueröffnung soll im Sommer 2006 stattfinden.

Die Presseerklärung im Wortlaut:

Presse-Erklärung
des »Freundeskreises Schloß Wiepersdorf
– Erinnerungsstätte Achim und Bettina von Arnim«,
der »Bettina-von-Arnim-Gesellschaft« und
der »Internationalen Arnim-Gesellschaft«
zur Eröffnungsveranstaltung der »Romantischen Tage«
in der Akademie der Künste in Berlin am 6. Mai 2004:

Künstlerhaus Schloß Wiepersdorf muß erhalten bleiben

Am 8. November 1999 wurde Clara von Arnim in der Akademie der Künste in Berlin der Maecenas-Preis verliehen. Festredner waren Bundespräsident Rau und

der Ministerpräsident von Thüringen, Dr. Bernhard Vogel. Geehrt wurde Clara von Arnim, weil sie auf alle Rückgabeansprüche zum Inventar von Schloß Wiepersdorf verzichtet hatte. Die aus dem Familienerbe stammenden Bilder und Möbel sollten in dem von ihr initiierten Museum zu Achim und Bettina von Arnim der Öffentlichkeit weiterhin zugänglich bleiben, der handschriftliche Nachlaß des Dichterspaars und die wertvolle Bibliothek Arnims gingen an die Stiftung Weimarer Klassik, in der die erste historisch-kritische Achim von Arnim-Ausgabe vorbereitet wird. Bernhard Vogel dankte für das beispielhafte Engagement bei der Gründung des »Freundeskreises Schloß Wiepersdorf« und bei der Einrichtung des Wiepersdorfer Museums. Mäzenatentum könne die staatliche Kulturförderung nie ersetzen, dürfe aber – so Vogel – »keinen Vorwand für den Staat liefern, sich aus der Kulturförderung mehr und mehr zurückzuziehen.« An die Preisträgerin richtete er die Worte: »Auf dem manchmal etwas holprigen Weg zur inneren Einheit leisten Sie mit Ihrem Mäzenatentum einen bedeutsamen Beitrag zur Überwindung von geistigen Gräben und Mißverständnissen. Ihr Engagement für die Erhaltung des literarischen Nachlasses von Achim und Bettine von Arnim und Ihr Verzicht auf eine Rückübereignung der Bibliothek und der Archivalien sind gelebte Solidarität. Das ist ein Stück gemeinsamer deutscher Kultur, ein Stück gemeinsamer deutscher Geschichte.«

Kaum fünf Jahre später erfährt die deutsche Öffentlichkeit, das Künstlerhaus Schloß Wiepersdorf sei mangels Finanzierung in seinem Bestand bedroht. Von »gelebter Solidarität« der Neuen Länder jedenfalls, so heißt es in der Presse, könne inzwischen keine Rede mehr sein, denn die an der Stiftung Kulturfonds beteiligten Länder hätten ihren Anteil daraus zurückgezogen – zuletzt gerade Thüringen! -, so daß die tragende Stiftung Ende 2004 liquidiert wird. Und das Land Bayern habe durch seine Weigerung, der Gründung eines nationalen Kulturfonds zuzustimmen, eine alternative Lösung verhindert. Brandenburg könne jedoch mit seinem Anteil die jährlich aufzubringenden Kosten für das ihm bei der Liquidation zufallende Künstlerhaus Schloß Wiepersdorf nicht bestreiten. Damit drohe die Schließung und der Verkauf von Schloß Wiepersdorf. In der Presse wiederholt verbreitete Meldungen, es habe sich inzwischen eine Lösung unter Beteiligung des Bundes gefunden, haben sich leider immer wieder als illusionäre Luftblasen erwiesen.

Schloß Wiepersdorf, einst Wohnsitz des romantischen Dichters Ludwig Achim von Arnim und seiner Ehefrau, der Schriftstellerin Bettina von Arnim, geb. Brentano, ist ein Ort von hoher literarischer und geschichtlicher Bedeutung, und zwar nicht nur in nationaler, sondern besonders in internationaler Hinsicht. Gerade auch im Zuge der europäischen Einigung gilt es, dies zu unterstreichen. In Frankreich fand Arnim seine größten Bewunderer (Théophile Gautier, André Breton). Bettina von Arnim kämpfte nicht nur für gesellschaftliche Veränderungen in Preußen, sondern setzte sich auch intensiv für die Freiheitsbewegungen in Polen und Ungarn ein. »Werden wir's erleben, daß Brüder-Nationen die Sünden einander vergeben, die ihnen eingepflichtet waren? – Werden sie Festigkeit gewinnen und Vertrauen zueinander, das nicht wie leichte Spreu im Winde verfliegt?« schrieb sie in

ihrer »Polenbroschüre«. Im zweiten Teil ihres »Königsbuchs« trat sie 1852 entschieden für die bedingungslose Emanzipation der Juden in Deutschland ein.

Mit ihrem Erinnerungsbuch »Der grüne Baum des Lebens« knüpfte Clara von Arnim auf ihre Weise an die Tradition des historischen Dichterpaars an und weckte bei ihren Lesern großes Interesse am Schloß Wiepersdorf und seinem literarischen Erbe.

Wir rufen die deutsche Öffentlichkeit, insbesondere die an der deutschen Romantik und speziell an den Werken von Arnim und Bettina Interessierten, aber nicht zuletzt auch die Leserinnen und Leser von Clara von Arnims Buch dazu auf, mit aller Energie auf die Entscheidungsträger in der Politik einzuwirken, damit sie die vor Jahren in Bezug auf die kulturelle Wiedervereinigung Deutschlands eingegangenen Verpflichtungen einhalten, d. h. eine Liquidation von Schloß Wiepersdorf verhindern und die Mittel für den Erhalt von Schloß Wiepersdorf als internationaler kultureller Begegnungsstätte bereitstellen.

gez. Clara von Arnim

Ehrenvorsitzende des *Freundeskreises Schloß Wiepersdorf*, Ehrenvorsitzende der »Internationalen Arnim-Gesellschaft«, Mitglied der »Bettina-von-Arnim-Gesellschaft«

gez. Peter-Anton von Arnim und Dr. Wolf-Herman von Arnim

Für den »Freundeskreis Schloß Wiepersdorf«

gez. Prof. Dr. Hartwig Schultz

Für die »Bettina-von-Arnim-Gesellschaft«

gez. Dr. Uwe Lemm

Für die »Internationale Arnim-Gesellschaft«

gez. Prof. Dr. Walter Pape

Zernikow in der regionalen Presse

Margot Schöning: Zernikow: Dauerausstellung »Der junge Arnim« im Gutshaus. Ludwig Achim von Arnim kehrt zurück. – In: Märker [kostenlose Verbraucherzeitung]. Sonnabend/Sonntag 2./3. April 2005

Die Zernikower Fraktion der Arnim Freunde, unterwandert von einigen Berlinern, zeigte sich bei der Ausstellungseröffnung »Der junge Arnim« größer als erwartet. In der ersten Etage des Gutshauses aus dem Architektenstall Knobelsdorffs lauschte sie den Worten des Achim von Arnim Forschers Dr. Jürgen Knaack, der einleitend des Dichters Platz in der deutschen Literaturgeschichte würdigte und dann von Vitrine zu Vitrine mit den aufschlußreichen Exponaten schritt. Die Schau ist ein Gemeinschaftswerk von Dr. Renate Moering, dem Goethe Institut, der Internationalen Arnim-Gesellschaft und Dr. Jürgen Knaack.

Die Exposition – sparsam, aber akribisch zusammengetragen – fand bereits in Frankfurt/Main lebhaft Resonanz. Zu sehen sind unter anderem Briefkonzepte und Briefe an Clemens Brentano, an Achims spätere Frau Bettina Brentano oder Reiseskizzen, entstanden auf der so genannten »Kavalierstour«, die die Brüder Achim und Otto 1801 bis 1804 über Dresden, Regensburg, Wien, Frankfurt, die Schweiz, Mailand, Genua, Marseille, Lyon und Paris nach England und Schottland führte. Die Faksimiles ergänzen Porträts, die Ablichtung einer Büste und ein Arnimsches Familienglas mit eingeschliffenen Wappen. Dabei wird deutlich, daß die Arnims zum Uradel gehörten, während Achim von Arnim nach heutigem Sprachgebrauch als Seiteneinsteiger gilt. Seine Großmutter Caroline von Labes wurde erst 1763 geadelt. Sie hatte die Erziehungsrechte der beiden Söhne des Joachim Erdmann von Arnim gekauft, nachdem dessen Frau Amalie Caroline von Labes die Geburt ihres zweiten Sohnes Achim am 26. Januar in Berlin nicht überlebte. Des Dichters Licht verlöschte am 21. Januar 1831 auf seinem Gut Wiepersdorf bei Jüterbog.

Für den Moderator der Ausstellung Dr. Jürgen Knaack war es ein außergewöhnlicher Tag, wo er in Zernikow »erstmal den Genius loci« erleben konnte, »den Ort, wo etwas entstanden ist. Ich finde es gut, daß man hier an den Dichter denkt«. Er selbst nennt sich emeritierter Privatgelehrter. Nach dem Ausscheiden aus einer Hamburger Kulturzeitung gab er sich ganz dem bedeutenden Dichter der Romantik hin. »Es gibt so viel, was von Ludwig Achim von Arnim noch unbekannt ist. So sind die Handschriften noch nicht aufgearbeitet. Eine wissenschaftlich historisch-kritische Ausgabe, also Grundlagenforschung, ist jedoch für die Forschung wichtig.« Dr. Jürgen Knaack beschäftigt sich nicht nur intensiv mit dem Werk Achim von Arnims, sondern gibt es auch heraus.

Die Rückkehr der Schriften des jungen Arnim spielt auch für Peter-Anton von Arnim eine wichtige Rolle, der heute in Zernikow, allerdings nicht auf dem Gut lebt. Von langer Krankheit, wenn auch noch nicht hundertprozentig wieder auf-

erstanden, nahm er zur Freude aller an der Eröffnung teil. Selbst bis zum siebenten Lebensjahr auf Gut Zernikow aufgewachsen, ist es ihm wichtig, daß Zernikow als ein »Ort besonderer literarischer Prägung« noch weiter bekannt wird. Seine Mutter Clara von Arnim, die letzte Gutsherrin und gleichzeitig letzte Schriftstellerin der Arnims, machte in ihren Romanen »Der grüne Baum des Lebens« und »Das bunte Band des Lebens« Zernikow und seine bezaubernde Landschaft bekannt.

»Der Name des Dichters Achim von Arnim war bis vor Kurzem dem Bewußtsein der Menschen fast völlig fremd geblieben; der Ort, an dem er verankert war, ist Wiepersdorf. Das gilt auch für die Arnims in Zernikow selbst. Für sie war die Verbindung zu Wiepersdorf ja nie abgerissen. Daß man auch in Zernikow etwas für das Andenken des Dichters tun sollte, wäre ihnen deshalb nie in den Sinn gekommen. Ich sage, das war so bis vor Kurzem. Nach der Tagung der Internationalen Arnim-Gesellschaft in Zernikow im Jahre 1998 hat sich hieran grundsätzlich etwas geändert. Damals wurde von der Aqua Zehdenick, der neuen Besitzerin der Gutsanlage, der Gedanke aufgegriffen, im Gutshaus ein so genanntes Arnim-Zimmer einzurichten, in welchem die Erinnerung an diesen bedeutenden Vertreter der Romantik wach gehalten wird. Auch der Gedanke an die Einrichtung eines Achim-von-Arnim-Museums zur Naturforschung der Romantik wurde entwickelt, da der junge Arnim, bevor er unter dem Einfluß seines Freundes Clemens Brentano beschloß, die Dichterlaufbahn einschlagen zu wollen, sich als viel versprechender Naturforscher einen Namen gemacht hatte«, äußert Peter-Anton von Arnim in dem 5. Band der Familiengeschichtlichen Blätter und Mitteilungen »Glückliche Tage der Kindheit – Zernikow – Geschichte und Geschichten um ein Gut und seine Besitzer«. Eine brillant geschriebene und liebevoll-tiefgründig recherchierte Broschüre eines Insiders, die selbst Einheimischen viel Neues über die Arnims, Zernikow und seine Umgebung verrät. Erhältlich ist sie für 4.50 € über die Initiative Zernikow e.V., c/o Dr. Angela Hubrich oder Peter Anton von Arnim, beide Kelkendorferstraße 5, 16775 Zernikow.

Die Dauerausstellung im Gutshaus ist montags bis donnerstags von 10 bis 15 Uhr, freitags von 10 bis 12 Uhr und an den Wochenenden von 14 bis 17 Uhr zu sehen.

Victoria Heller: »Der junge Arnim«. Internationale Gesellschaft gestattet auf Gutshof Zernikow Einblicke ins Werk des berühmten Dichters. – In: Märkische Allgemeine. Neues Granseer Tageblatt. Dienstag, 29. März 2005

Die Saisoneroöffnung am Sonnabend erlebten die Besucher auf dem Gut in Zernikow in gemütlicher Runde. Etwa 20 Gäste fanden sich im kühlen Gutshaus ein, um gemeinsam mit dem Vorstandsmitglied der Internationalen Arnim-Gesellschaft Jürgen Knaack und Peter-Anton von Arnim eine neue Ausstellung über den Dichter Achim von Arnim zu eröffnen.

Neben dem bereits vorhandenen Arnim-Zimmer gibt es nun auch eine Ausstellung, die anlässlich der Frankfurter Buchmesse im Oktober/November 2004 vorgestellt, nun in Zernikow zu sehen ist. »Es ist wichtig, Sammlungen, wie diese, dort zu etablieren, wo sie ihren Ursprung haben«, meinte Jürgen Knaack. Jedoch handelt es sich lediglich um eine täuschend echte Kopie, da es auf dem Gut an Sicherheitsmaßnahmen und Temperatureinrichtungen mangelt. Die Ausstellung legt Schwerpunkte auf die Beziehung des Berliners zu Freunden und Kollegen, auf seine Europareise sowie auf seine Entwicklung zum Dichter. Reisebriefe, Zeichnungen und frühe Schularbeiten geben Auskunft über die glücklichen Tage seiner Kindheit in Zernikow und über seine frühe Begeisterung für die naturwissenschaftliche Forschung.

Zunächst sah er nämlich in der Physik und Chemie seine Berufung, ehe er sich dazu entschloß, als Achim von Arnim literarische Werke zu publizieren. Mit Artikeln und Erzählungen in Zeitungen, Zeitschriften und Almanachen, sowie mit eigenständigen Veröffentlichungen nahm er am literarischen Leben Berlins teil. Carl Joachim Friedrich Ludwig von Arnim gehört mit seinen Werken zu den bedeutendsten Vertretern der Heidelberger Romantik.

Geboren am 26. Januar 1781 in Berlin, verbrachte er die Wintermonate seiner Kindheit am heutigen Pariser Platz am Brandenburger Tor. Während seines Studiums der Naturwissenschaften in Halle und Göttingen lernte er Clemens Brentano kennen, mit dem ihn eine lebenslange Freundschaft verband und dessen Schwester Bettina er 1811 heiratete. Mit ihm brachte er die vierbändige Volksliedersammlung »Des Knaben Wunderhorn« heraus. Sein Erstlingswerk »Hollin's Liebeleben« schrieb er im Sommer 1801 aber auf Gut Zernikow.

Für die Erforschung und Aufarbeitung des Lebens des romantischen Dichters fühlt sich die Internationale Arnim-Gesellschaft verantwortlich. Sie war es, die das Arnim-Zimmer eingerichtet hat. Seit 1995 widmet sich die Organisation dem oft unterschätzten Dichter. »Von Arnims literarische Bedeutung ist viel größer als angenommen«, so Knaack. Deshalb hat sich die Gesellschaft das Ziel gesetzt ihn und seine Werke bekannter zu machen. Dafür entschlüsseln die Mitglieder seine für die heutige Zeit schwer leserliche Handschrift und veranstalten Kolloquien, sowie Tagungen. Die Ergebnisse werden anschließend veröffentlicht.

Außerdem unterstützt die Gesellschaft die Weimarer Arnim-Ausgabe der *Werke, Schriften, Aufzeichnungen und Briefwechsel*. Seit 2001 erscheint, in Anlehnung an von Arnims »Zeitung für Einsiedler«, die »Neue Zeitung für Einsiedler« mit Aufsätzen rund um den Romantiker.

Zusammen mit der Vernissage sollte eigentlich auch das sanierte Inspektorenhaus eingeweiht werden. Doch die Bauarbeiten sind noch nicht beendet. Deshalb wird das Gebäude erst am 23. April bei einem Tag der offenen Tür seine Pforten für Besucher öffnen.

Die Ausstellung im Gutshaus jedoch ist von nun an montags bis donnerstags von 10 bis 15 Uhr, freitags von 10 bis 12 Uhr, sowie sonnabends und sonntags von 14 bis 17 Uhr zu besichtigen.

Anke Dworek: Visitenkarte des Gutes. Sanierung des Zernikower Inspektorenhauses ist abgeschlossen. – In: MAZ, 9. Mai 2005

Ist die Gutsanlage Zernikow der historische Mittelpunkt des Dorfes, so ist das ehemalige Inspektorenhaus dessen Visitenkarte. Äußerlich macht es schon seit ein paar Jahren einen guten Eindruck. In diesen Tagen konnte nun auch die Innensanierung abgeschlossen werden.

Am Sonnabend war Schlüsselübergabe, die feierlich-amüsant war, weil der Schlüssel von einem zum anderen weitergereicht wurde: Dieter Köngerski (Ingenieurbüro) gab ihn an Bürgermeister Ingo Utesch (für den Eigentümer), der überreichte ihn an Aqua-Chefin Martina Bresch (für den Pächter) und die behielt ihn auch nicht, sondern gab ihn weiter an Thomas Löwe, der das Haus betreiben wird.

Er will dort nicht nur Veranstaltungen organisieren, sondern auch für die Feriengäste (im Inspektorenhaus sind zwei Ferienwohnungen ausgebaut worden, im ehemaligen Rinderstall gibt es weitere) Imbiß und Getränke anbieten.

Es bleibe noch viel zu tun in Zernikow, aber der Vergleich der heutigen Gutsanlage mit der von vor zehn Jahren falle schon positiv aus, lobte Großwoltersdorfs Bürgermeister Ingo Utesch. »Die Aqua hat die Zügel hier immer fest im Griff.« Doch leider schwimmt die Beschäftigungsgesellschaft nicht im Geld, so daß es in Zernikow nur Schritt für Schritt vorwärts gehen kann. Das Inspektorenhaus war aber schon ein recht großer. 2002 begann die Sanierung der Außenhülle, zwei Jahre später der Innenausbau. Insgesamt wurden 627 000 Euro in das Gebäude gesteckt, davon wurden im ersten Bauabschnitt 70 Prozent gefördert, im zweiten 75 Prozent. Dazu kamen die Förderung durch die Agentur für Arbeit und der Eigenanteil der Aqua.

Das Geld war die Voraussetzung für die Sanierung. Daß sie so gut gelang, ist das Verdienst der bauleitenden Ingenieurbüros (Köngerski, Taudte, Tagnatz) und der Mitarbeiter vieler Baufirmen aus der Region. Die hatten nicht nur mit dem Bauherrn zu tun, sondern auch mit der Denkmalbehörde. »Es war eine angenehme und konstruktive Zusammenarbeit«, meinte Dieter Köngerski. Und die Denkmalbehörde hörte sogar Lob, was wohl eher selten ist: »Die Mitarbeiter standen immer zur Verfügung und gaben wertvolle Hinweise. Ihrem Fachverstand ist zu danken, daß das Haus trockengelegt werden konnte ohne Aufschneiden und ohne Chemie«, so Köngerski.

Mit Peter-Anton von Arnim war am Sonnabend ein Vertreter der Familie zugegen, der bis zur Enteignung das Gut Zernikow gehörte. Der Literaturwissenschaftler und Buchhändler ist der vierte Sohn von Clara und Friedmund von Arnim. Er lebt heute wieder in Zernikow und weihte das alte neue Inspektorenhaus am Nachmittag kulturell mit einer Strittmatter-Lesung ein.

Einige der mit Zernikow enger verbundenen Besucher gedachten an diesem 7. Mai auch des Kriegsendes vor 60 Jahren und des damit verbundenen Schicksals der Familie von Arnim.

Neues Granseer Tageblatt. Dienstag, 2. August 2005

Anziehend

Die Matinee unter dem Titel »Des Knaben Wunderhorn« am Sonntag in der Dorfkirche Zernikow war ein echter Besuchermagnet. Sowohl für den Liederzyklus von Gustav Mahler, dargeboten von Leslie Leon (Sopran) und Raminta Lampsatis (Orgel und Clavichord), als auch für die von Peter-Anton von Arnim gelesenen Texte spendeten die Gäste reichlich Beifall.



Gransee-Zeitung. Dienstag, 2. August 2005

Wenn das keine Auswahl war ...

Wie facettenreich Musik sein kann, zeigte sich am Wochenende im Amtsbereich Gransee. Eine Matinee mit Liedern aus »Des Knaben Wunderhorn« von Achim von Arnim und Clemens Brentano in der Vertonung von Gustav Mahler war am Sonntag in der Zernikower Kirche [...] zu erleben. Die Matinee ergänzte das Programm bei der am Wochenende in Zernikow stattgefundenen Mitgliederversammlung der Internationalen Arnim-Gesellschaft.



Fotos: Dirk Mahler

Mitteilungen

»Wunderbar fühle ich frey durch alle Räume mich fließen«¹:
Romantische Metaphorik des Fließens:
Raum, Körper, Seele, Poesie

6. Kolloquium der Internationalen Arnim-Gesellschaft vom 20.–23. Juli 2006 auf Burg Schönburg, Oberwesel

Fluß und Strom als Bilder der Zeit und des Schicksals sind ebenso alt wie Quelle und Strom als Metaphern der Inspiration und des Gesanges. Prozesse der Grenzüberschreitung und der Entgrenzung, der Vermittlung und des Austauschs werden in unterschiedlichen Bildern des Fließens veranschaulicht. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts erweitert sich der Bezug des Bildfeldes, indem nun auch geschichtliche Entwicklungen und die Poesie selbst vermehrt in diesem Bild gefaßt werden. Novalis' Vorstellung der Poesie als »von Natur flüssig« steht Goethes »Schöpft des Dichters reine Hand, / Wasser wird sich ballen« gegenüber. Ebenso wird das commercium mentis et corporis im Bildfeld des Strömens (Blut, Nervenströme, Fluxus, Elektrizität) gefaßt. Tränenflüsse und die sympathetischen Ströme des Mesmerismus gehören ebenfalls in dieses Bildfeld. Zudem wird gerne mit Imaginationen konkreter Flüsse gespielt, vom romantischen Rhein bis zu fiktiven Flüssen, von Arnims Nil in *Isabella von Ägypten* bis zu Eichendorffs Donau.

Meine Liebe fände keine Ruh
In den Elementen, die beleben,
Würde überm Wasser rastlos schweben,
Meine Liebe eilt dem Urquell zu.
Gegen einen Strom ringt mein Gesang,
Gegen einen Strom von ird'schen Thränen,
Gegen einen Strom von ird'schem Wähnen,
Fort zur Quelle, wo das Herz entsprang,
Wo das Herz am Herzen wieder springet,
Wo sich Erd' und Himmel ganz durchdringet,
Wo kein Untergang in Liebesdrang.

Arnim: Das Frühlingsfest. Ein Nachspiel

Das Kolloquium soll das narrative und metaphorische Potential dieses Bildfeldes erkunden und untersuchen, ob und inwiefern es im Kontext der Romantik und im Kontext der ›romantischen Naturwissenschaft‹ einen Wandel erfährt. Es gliedert

¹ Gesang Freyas in Ariel's Offenbarungen.

sich in fünf Sektionen, die verschiedene Bedeutungsschwerpunkte der Fließmetaphorik herausheben; wobei ein Schwerpunkt auf der Ästhetik und Poetologie liegt:

- I. Leben und Erleben: Körper, Seele, Geld
- II. Poetischer Raum: der Rhein
- III. Politik und Geschichte
- IV. Naturwissenschaften
- V. Poetik und Poetologie

Dabei werden Arnims Texte in verschiedene Kontexte gestellt: in die Diskurse der neuplatonischen Philosophie und des Pietismus, der romantischen Naturwissenschaft und Poetik, der Politik – sowie zwischen eine Reihe zeitgenössischer Autoren, indem die Metaphorik des Fließens auch bei Bettina von Arnim, Goethe, Schiller, Hölderlin, Kleist, Novalis, Brentano, Tieck, Hoffmann und Grillparzer untersucht wird.

Das Kolloquium wird von der Deutschen Forschungsgemeinschaft gefördert; die Beiträge werden 2007 als Band 6 der *Schriften der Internationalen Arnim-Gesellschaft* im Niemeyer Verlag, Tübingen, veröffentlicht.

I. Leben und Erleben: Körper, Seele, Geld

1. Ulfert Ricklefs, Erlangen

Lebensquell und Todesstrom. Zur Gewässermetaphorik Arnims

Gegenstand des Beitrags sind werkübergreifende Zeicheninszenierungen, Bildtableaus, Bildgedanken und Gedankenbilder mit den Elementen Quelle, Strom, Meer, Wasser sowie deren Derivate im Werk Arnims und in Schriften anderer Romantiker. Die Poesie ist nach A. W. Schlegel in der Tropik »überschwenglich und absolut«, sie kann »das entfernteste verknüpfen und in einander übergehen lassen«. Fokussiert man auf bestimmte Bereiche, so tritt die gleitende Systematik solcher gattungs- und werkübergreifenden Bildentwürfe hervor; ein autorspezifisches Pendant zum universellen »Neue Mythologie«-Konzept, das nicht erst seit dem »Ältesten Systemprogramm« auf der intellektuellen Agenda stand. Die »neue Mythologie« sollte metaphysische Orientierungsverluste seit ca. 1750 kompensieren: Überantwortung der Deutungskonzepte an die sich in »natürlichen Zeichen« artikulierende produktive Phantasie.

Daß schon die Metapher einen »kleinen Mythos« bildet, hatte Vico betont. Prototypisch für die romantischen Bildinszenierungen ist der wohl transzendental inspirierte Osteinmythos vom Rhein als brausendem Lebenselement, dem die Bäume und Weinstöcke sein feuriges Blut aussaugen und »von allem dem« die Menschen in der Höhe sich nähren, »als wenn es aus uns hervorgegangen wäre als aus dem ewigen schöpfenden Geiste« (mit ausdrücklicher Analogie zum »über den Wassern schwebenden« Schöpfergott). Abzugrenzen bzw. zu vermitteln ist das Netz von poetischen Mythologemen mit den allegorischen und symbolistischen Verfahren in Arnims Textproduktion. Das Bildfeld mit den Zentren Quell, Strom,

Meer, Fels-Wasser, Wasserfall, Springbrunnen variiert Erscheinungen einer liquiden Sphäre, die im Gegensatz zum Festen (Fels) und zum Erstarrten (Eis/Wintergarten) steht. Körperwelt/Materie und Geist/Seele, aber auch politische und kulturelle Erstarrung/Befreiung sind einander entgegengesetzt. Transgressionen zwischen Leben und Tod, Zeitlichkeit und Ewigkeit, Geist, Seele und Natur spielen eine Rolle. Der ›Brunnen‹ ist eines der plurivalenten Motive. Die Weinverwandlung des Wassers, die Kelter und der »Spiritus Sylvester« im gährenden Most chiffrieren die Metamorphosen der Kunst. In dionysischer Verkürzung der Lebensbahn wird der Strom zum Todespfeil (Frühlingsfest); die Parze horcht »dem Orphischen Gesang«: der Strom »Durchheilt die Zeitlichkeit, die Ewigkeit ist lang.« (Ariel) Sirenen- und Meerfei-Mythen überlagern sich in der Stauffenberg-Sage, der Melusine-Figur und im Komplex der Palagonien-Familiengeschichte die psychologisch-realistische Ebene durch eine magisch-elementare, seelenhafte, auch politisch kodierte Unterwasserwelt. Konstant begegnet der Urquell-Mythos, poetologisch als »Trunk aus ewigen Quellen«.

Die Bildmotive haben teils autobiographischen Erlebnishintergrund. Ihr Bezug auf Geist, Seele, Natur, Kunst, Alleben und Produktivität und die nicht selten philosophische und naturwissenschaftliche Grundierung erlauben viele Färbungen/Schattierungen. Als Elemente neuer Mythologie sollen sie das kulturelle Bewußtsein prägen. Meist haben sie eine Vorgeschichte: Die Quelle ist Ausgang der Emanation bei Plotin; Jakob Böhme prägte den Begriff »Quellgeist«. In den Motiven Baden, Taufen, Schöpfen, Trinken sind poetisch/künstlerische Produktivität und Lebensoffenbarung kodiert. Die Quelle ist Chiffre im Briefwechsel der Poesiefreunde: Mosesquelle, unversiegbare Quell, »Geistestaufe«, Quell der Gedanken. Liquid ist die ursprüngliche Zustandsart der Phantasien, Gedanken, Träume, Ideen, d. i. der Poesie. Das Meer hat ein »prächtiges Herz« im anschwellenden Pochen der Wogen. Nelson sah darin den »Urquell aller Welten / Den die Geister Gottes schwellten«; mythologische Figuration wie »Des Weltgeists Ströme«. Arnim betonte die Paradoxie des Festen und Flüssigen: »nur das Flüssige ist fest und das ist das Geheimnis der Liebe«. Brentano an Arnim: »meinem Talent fehlet die Flüssigkeit, deinem das Konsistente«.

2. Christof Wingertszahn, Berlin

»Leben im freyen Strom« und »Thränennoth« – Arnims Lyrik zwischen Vitalismus und religiöser Besinnung

In Arnims Lyrik nimmt das Bildfeld des Strömens großen Raum ein. Die Gedichte beschwören die Fahrt auf dem Strom, den Rausch, die Vereinigung, auch den Untergang: etwa im *Waldgeschrei* oder in einer romantischen Version der Hero und Leander-Legende (*Getrennte Liebe*). Die Metaphorik dient einem frühen unbürgerlichen Vitalismus. Im kulturanthropologischen Manifest *Von Volksliedern* führt Arnim dies aus. Als Erneuerung für die ständisch getrennte und bürgerlich erstarrte Gesellschaft empfiehlt er *das freudige Leben im freyen Strom – zu schwimmen darin, zu segeln darauf, hindurch dem rauchenden Hirsche nachzureiten, dann bey ihm auszuruhen im Grünen, die Sterne darin zu sehen, kommen*

und untertauchen in ewiger Witterung. Der überbordende Enthusiasmus dieses Manifests macht als seinen Hintergrund die Verhinderungen des freien Lebens, die *wunderbaren Bahnverschlingungen*, denen der Lebendige in der Sattelzeit um 1800 begegnen muß, wahrscheinlich. Die entgrenzende Wendung in das sinnliche Leben erfährt in Arnims Lyrik nun auch eine religiöse Gegenbewegung, die angesichts einer *Thränennoth – wer weint, der kennt die Welt (Ariel's Offenbarungen)* – zu einem geistlichen *Urquell* des Lebens Zuflucht nimmt und die Sinnlichkeit wieder zugunsten einer geistlichen Wiedergeburt zurücknimmt. Der Beitrag versucht der Dynamik des Arnimschen Gedichts zwischen vitalistischem Aufbruch und religiöser Besinnung anhand des geschichtlichen Hintergrunds zwischen Romantik, Restauration und Neupietismus nachzugehen.

3. Sheila Dickson, Glasgow

Der Fluß des Geldes in Arnims Werken

Es ist nicht nur Wasser, das fließt. Viele private, familiäre und öffentliche Handlungen hängen von ökonomischer Flüssigkeit ab. Geld muß einfach in den unterschiedlichsten Bereichen des Lebens fließen, das war für Arnim selbstverständlich und natürlich. Der Vortrag forscht der Metaphorik des Fließens in Bezug auf Geld und Gold in Arnims Werk nach. In den *Kronenwächtern* heißt das Geld »Blut des Staates«, im *Prediger Tanner* bezieht Arnim es auf »die Gesundheit alles menschlichen Verkehrs das in ruhigem Verkehr des nöthigen Empfangens und Zurückgebens den ruhigen gesunden Puls der Gesellschaft gibt«. Die Begriffe »ruhig« und »gesund« werden jeweils zweimal genannt, aber welche ökonomischen Bedingungen sind gesund und welche sind krank? Wie schafft man einen ruhigen Fluß der Ökonomie? In seinen Erzählungen beschreibt Arnim eher politische Umbruchsituationen, in denen der Umgang mit Geld problematisiert wird: der Feudalismus wird durch den Merkantilismus in den *Kronenwächtern* ersetzt, die Geldgier des Kaisers Karl II. steht im Mittelpunkt der *Isabella von Ägypten*. Geld spielt nicht nur im öffentlichen Leben eine Rolle. Auch Familien- und Liebesbande werden dadurch geknüpft und gelöst. Nicht zuletzt in der Kunst muß das Gold fließen. Arnim war die Münze als gängige Metapher der Poesie bekannt, und in seinen Erzählungen *Die drei liebreichen Schwestern* und *Der Pfalzgraf*, ein Goldwäscher stellt er unter unterschiedlichen Vorzeichen die Künste der Alchemie, des Färbens und des Goldwaschens dar, bei denen das Fließen eine Verwandlung des Gemeinen in das Höhere schafft. In den *Drei liebreichen Schwestern* und *de[m] glückliche[n] Färber*, einer Darstellung des preußischen Wirtschaftssystems des frühen 18. Jahrhunderts, fließt Geld zuerst der Lene, dann dem naiven Helden Golno zu, als Beweis der Liebe und der Tugend. Der »Glücksstrom« bedeutet aber nicht, daß das himmlische Kapital vollkommen umgeschmolzen werden darf. Damit das alte Gepräge der Harzgulden durch eine alchemistische Tinktur nicht völlig verflüssigt wird, heißt es hier, das Kapital aufzubewahren, nicht auszugeben und die moderne Essenz in der vorbeifließenden Spree zu versenken.

4. Yvonne Pietsch, München

Die künstlichen Paradiese des Rausches – zu einem bestimmenden Gestaltungsmittel in E.T.A. Hoffmanns Erzählungen und Romanen

Die fließenden Übergänge zwischen realer und phantastischer Welt sind Charakteristika in E.T.A. Hoffmanns Erzählungen und Romanen. Dabei lassen unterschiedliche Techniken die verschiedenen Wirklichkeitsebenen und die damit einhergehende Darstellung der Duplizität der Welt in den Texten aufscheinen. Der Genuß von »geistreichen« Getränken spielt in diesem Zusammenhang eine entscheidende Rolle. Der Punsch etwa besitzt die Funktion eines »Zaubertranks«, der als Inspirationsquelle und poetisches Elixier auf einige der Hoffmannschen Protagonisten wirkt. Der Genuß von Wein hat eine ähnliche Funktion. Konträr zu Punsch und Wein stehen Bier, Kaffee und Tee – die Getränke, die von den als »Philister« karikierten Figuren in Maßen genossen werden. Dadurch erfolgt bereits durch die von den Figuren jeweils bevorzugten Getränke eine Charakterisierung und eine Zuschreibung zu einer bestimmten gesellschaftlichen Schicht. »Der Mensch ist, was er ißt« bzw. trinkt: Der bürgerlichen Konvention des An-sich-Haltens, die mit einer einseitigen Weltwahrnehmung einhergeht, setzt Hoffmann das Überschwengliche und Exaltierte der Künstlerfiguren entgegen, die im Interim zwischen den Welten zu verorten sind.

Der Vortrag wird sich insbesondere mit E.T.A. Hoffmanns Erzählung *Der goldne Topf*, den Romanen *Die Elixiere des Teufels*, *Die Lebensansichten des Katers Murr* und den *Kreisleriana* beschäftigen. Neben der Analyse der Motive und deren Funktion für den jeweiligen Text werden auch historische und soziologische Aspekte untersucht sowie Selbstäußerungen E.T.A. Hoffmanns über das Trinken und seine persönliche Vorliebe für den Punsch in die Untersuchung mit einbezogen.

II. Poetischer Raum: der Rhein

5. Johannes Barth, Wuppertal

»eine Welt der Herrlichkeit und des Glanzes«. Rheinromantik bei Ludwig Achim von Arnim

Obwohl die gemeinsame Rheinreise Achim von Arnims und Clemens Brentanos im Juni 1802 allgemein als der Beginn der sogenannten »Rheinromantik« angesehen wird, ist es doch in erster Linie Brentano, dessen Dichtungen man mit dieser Thematik assoziiert, so etwa die Lorelei-Ballade »Zu Bacharach am Rheine« und die »Märchen vom Rhein«. Ein Beispiel dafür, daß auch in Arnims Werk die Poetisierung der Rheinlandschaft von Bedeutung ist, bieten zumal die ersten beiden Perioden der »Päpstin Johanna«, die die Kindheit der Heldin auf der Pfalzburg bei Kaub und in Mainz schildern. In deutlicher Parallele zu den »Märchen vom Rhein«, mit denen diese Passagen auch entstehungsgeschichtlich in Beziehung stehen, werden hier volksliterarische Prätexte wie das Rungesche Märchen vom Fischer und seiner Frau mit Geographie und Historie des Mittelrheins ver-

bunden. Als Fokus fungiert dabei die Ballade »Der Pfalzgraf und die sieben Jungfern-Leyen bei Oberwesel«, die u.a. eine ältere Sagenballade von Niklas Vogt sowie volkstümliche Erzählungen über die Pfalz verarbeitet und mit anderen Rheinromanzen Arnims wie »Die Rose« (aus *Ariel's Offenbarungen*) und »Der Rheinflall« vergleichbar ist. Der Rhein erhält in diesem Kontext ein vielfältiges metaphorisches Potential; so erscheint er als der »schöne reine Lebensstrom«, wie es an einer Stelle der Dichtung explizit heißt, aber auch als Poesiechiffre, wie etwa die Figur des Rheinfischers Thalmann, einer Dichtergestalt, zeigt. Charakteristisch für die »Päpstin Johanna« ist zumal die Funktion des Flusses als Transzendenzsymbol, die besonders in der dramatischen Einlage »Das Frühlingsfest« deutlich wird: Der Rhein und seine Landschaft werden auf das utopische »Frühlingsreich« bezogen, das die mit der Kindheit Johannas verbundene problematische Jenseitssehnsucht der Heldin repräsentiert. In diesem Sinne enthält »Die Päpstin Johanna« nicht nur eins der interessantesten Beispiele für die literarische Rheinromantik, sondern zugleich auch deren Kritik.

6. Barbara Becker-Cantarino, Columbus

»rasche fliegt der Kahn mit dem reißenden Strom.« Zur Bedeutung des Rheins bei Bettina von Arnim

In Bettina von Arnims bilderreichen Sprache kommt der Metapher des Fließens oder Fliegens mit dem reißenden Wasser eine besondere Bedeutung zu, die biographisch verwurzelt ist und dann später in ihren Briefbüchern poetisch übertragen und mit Verweisen auf ihre Jugendfreundschaft, die Romantik und Vergänglichkeit und Tod angefüllt wurde. Mein Vortrag untersucht zunächst Bettina von Arnims Erlebnis des Rheins, den sie von Frankfurt und von Savignys Gut Trages aus mehrfach besuchte und besonders den tragischen Todesort von Caroline von Günderrode (1806 in Winkel am Rhein) mehrfach in Briefen thematisierte wie auch Achim ihm in *Melück Maria Blainville* (1812) gedachte. Bettina hat ihn dann fast dreißig Jahre später ausführlich in ihrem ersten Briefbuch *Goethes Briefwechsel mit einem Kinde* beschrieben. Ich gehe dann den Flußmetaphern und der Bedeutung des Rheins nach, der einmal als Memoria für die verlorene Freundin, Jugend und Zeit der Romantiker steht, auch mit dem Hinweis auf das Schicksal der Günderrode (als Parallele zum Martyrium Hölderlins) und auf Goethes berühmtes Verdikt über die »kranke« Romantik anspielt und es zu relativieren sucht. Die Bilder vom Strom (mit ihrer biblischen und langen literarischen Tradition) verweisen auf die Vergänglichkeit des einzelnen Lebens und eher versöhnlich auf die ewige Erneuerung und Wiederkehr allen Lebens; der Rhein steht auch für die Verbundenheit mit den Naturgewalten mit Anklägern an das Schicksal der Nation.

7. Roger Paulin, Cambridge

»und die Gestade sahn / All ihm nach«. Zum Strombild bei Hölderlin und Kleist
Innerhalb eines Jahres (1800–1801) benutzen Hölderlin und Kleist eine ähliche Strommetapher, Hölderlin in »Heidelberg« (»und die Gestade sahn / All ihm nach«), Kleist in einem Reisebrief an Adolfine von Werdeck (»[Felsen] blicken

mit Bewunderung und Erstaunen auf ihn [den Rhein] hinab«). Hier wird das Strombild nicht nur sinntragend für eine Bewegung des Vorbeifließens (»fort in die Ebene zog« / »strömt heran«), sondern ein Spannungsverhältnis wird erzeugt zwischen den Fluß und dem Ufer, sodaß beide im Bilde gleichzeitig festgehalten werden. Der Vortrag unternimmt es, Gemeinsamkeiten zwischen Hölderlin und Kleist und den romantischen Strombildern herauszuarbeiten sowie Abweichungen von diesen.

III. Politik und Geschichte

8. Konrad Feilchenfeldt, München

Eis und Schnee – Aggregatzustände des Wassers in politisierender Sinnstiftung
Die Juli-Revolution von 1830 hat eine literarische Bildlichkeit zur Folge gehabt, für die Grillparzer Erzählung *Der arme Spielmann* ein vielinterpretierter Text geworden ist; die Woge des Volksfests, mit dessen Beschreibung er einsetzt, und das Bild der Donau als Wahrzeichen der nach ihr benannten Donau-Monarchie verschlingen sich zu einer schon von Backmann im Kommentar der hist.-krit. Grillparzer-Ausgabe festgestellten Anspielung auf den mit der Juli-Revolution sichtbar gewordenen Zeitenwandel. H.-W. Jäger hat aus diesem Fakt seine Vision vom Naturbild als politischer Metapher des Vormärz entwickelt.

Grillparzer selbst hat die hier anstehende Zeitfrage in seinem zu Lebzeiten unveröffentlichten Metternich-Essay sehr viel kritischer, unverblümt formuliert als in seiner Erzählung, wenn er im Hinblick auf den Frieden von Adrianopel 1828, der den Griechen ihre Unabhängigkeit von der Türkei eröffnete, von Metternich bemerkt: »Hätte er bei Gelegenheit der griechischen Frage eine Ahnung gehabt, daß die Donau etwas anders sei als ein großes Wasser, das beim Ausgang des Winters große Verheerungen anrichte, er würde nicht untätig geblieben sein bei einer Verhandlung, die den Russen die Donau-Mündung und dadurch das Schicksal des Donauhändels für immer in die Hände gab.« Grillparzers Kritik an Metternich richtet sich daher wohl gegen eine poetische Auffassung der Politik, gemessen an deren Praxis auch ein Dichter wie er umgekehrt politische Kompetenz entwickeln kann, wenn er sich sinnbildlich zu Fakten des politischen Geschehens artikuliert.

Im Vergleich damit ist zunächst Brentanos Gedicht *Mosel-Eisgangs-Lied*, das unter dem Eindruck einer vergleichbaren Klimasituation im Winter 1829/30 entstanden ist wie Grillparzers *Der arme Spielmann* (im Winter 1828/29), einer neuen Einschätzung zu unterziehen. Dies Gedicht steht am zeitlichen Schnittpunkt derselben Situation wie Grillparzers Erzählung, indem es das Zusammenströmen von Mosel und Rhein gleicherweise als Zusammenfließen von Frankreich (als Ursprungsland der Revolution) und Deutschland als dem konservativen Gegenstück gestaltet. Für Brentano ist das Thema Glied einer Entwicklung, die vom Schneewunder im Gedicht *Die Gottesmauer* und seinem Festspiel *Am Rhein, Am Rhein!* (aus den Jahren 1815/16) stammt und bis zu den Erstveröffentlichungen

dieser beiden Werke reicht, des Gedichts in einer 2. Fassung 1832 und des Festspiels 1838/1841; hinzukommt ferner das wie das *Mosel-Eisgangs-Lied* aus Anlaß einer Flutkatastrophe und zur Unterstützung ihrer Opfer veröffentlichte Gedicht *Die Legende der heiligen Marina* 1841, wobei der verantwortliche Fluß nicht mehr die Mosel, sondern – und damit schließt sich der Kreis – die Donau (im Raum Regensburg) ist.

Der entscheidende Befund in literaturwissenschaftlicher Hinsicht dürfte im Wechsel von der Versdichtung Brentanos zu Grillparzers Erzählung liegen, in der zeittypischen Abkehr vom Vers und Hinwendung zur Prosa.

9. Claudia Nitschke, Tübingen

Zwischen Fluß und Übersprung. Geschichte und Individuum bei Hölderlin

»Vergehn? ist doch / Das Bleiben gleich dem Strom den der Frost gefesselt. Thöricht Wesen! schläft und hält / Der heilige Lebensgeist denn irgendwo / Daß du ihn binden möchtest, du den Reinen?« Die Metaphorik des Fließens bei Hölderlin ist – nicht nur wie hier im ersten Entwurf des *Tod des Empedokles* – allgegenwärtig und bewegt sich überwiegend in einem historischen Deutungszusammenhang. Dabei korrespondiert diese Vorstellung mit einem triadischen Geschichtsbild, auf dessen Basis ein Übergang von der desolaten Jetzt-Zeit hin zum Neuen Goldenen Zeitalter gedacht werden kann. Ein solcher Übergang zwischen dem Gegenwärtigen und der Utopie ist allerdings dezidiert als Transgression angelegt, die insbesondere im *Empedokles* als qualitativer Sprung eingeführt wird.

Diese beiden Bildbereiche (Fluß und Übersprung) konfliktieren auf den ersten Blick, wobei sich zudem die Rollen des Einzelnen und der Natur (des Aorgischen) geschichtsphilosophisch erklärungsbedürftig erweisen.

In diesem Vortrag gilt es dementsprechend, die Funktion und den Handlungsspielraum des Individuums im *Hyperion* und im *Tod des Empedokles* vor dem konstitutiven Bild der Natur (als ewigem Wandel) auszuloten. Neben Hölderlins poetischer Erörterung der Rolle des Einzelnen (*Hyperion*, *Tod des Empedokles*) findet sich im *Grund zum Empedokles* zusätzlich eine poetologische Annäherung an die Problematik; beide Ebenen sollen in hier in die Überlegungen miteinbezogen und zugleich in ihrer Anbindung an die natur- und geschichtswissenschaftlichen Diskurse der Zeit veranschaulicht werden.

IV. Naturwissenschaften

10. Roswitha Burwick, Claremont

»Ahndung, Combination und Metamorphose.« Arnims Erklärung komplexer naturwissenschaftlicher und poetischer Zusammenhänge

Arnims Studien und Publikationen um die Jahrhundertwende (1798–1801) fielen in eine Epoche des Umbruchs und der Neuordnung des Wissens innerhalb der Naturwissenschaften. Dabei nahm das Thema von Materialität und Immaterialität der Imponderabilien im Diskurs um Stoffe, Ströme und Kräfte einen zentralen

Platz ein. Arnim bezog hier eine Ausnahmeposition, da er für alle Imponderabilien keine stofflichen Trägersubstanzen voraussetzte und darauf bestand, daß Licht, Wärme, Magnetismus und Elektrizität keine Materie, sondern Kräfte und Ströme seien, die nur in ihren komplexen chemischen und physikalischen Vernetzungen und Wechselwirkungen mit den Körpern erklärt werden können. Ihm geht es darum, das »in der Erschöpfung der Combination zur Verbindung des Entgegengesetzten zu Einem« sichtbare Wechselwirken aufzudecken, das gerade darin bestehe, Grenzen zu verwischen und Heterogenes zu verbinden. Den Paradigmenwechsel der Moderne reflektierend, markieren Arnims naturwissenschaftliche Schriften zugleich Bruch und Übergang und dokumentieren nicht nur die wissenschaftliche Tätigkeit, sondern auch und gerade in den Metaphern der Ströme und des Fließens die Ästhetisierung der dort aufgedeckten Gesetze und Ideen.

11. Renate Moering, Freies Deutsches Hochstift

Wolke, Wasserfall, Eis: Das Wasser in Arnims Reise-Epigrammen

Auf seiner Reise durch England und Schottland im Jahr 1803 notierte sich Arnim zahlreiche Naturgedichte, auf die er später nie mehr zurückkam und die noch unpubliziert sind. Sie stehen in Zusammenhang mit einem Geologie- und Meteorologie-Projekt, in dem er seine naturwissenschaftliche Beobachtung auf die Landschaft ausdehnt und in einem zweiten Schritt die gewonnenen Bilder als Metaphern für das menschliche Leben gebraucht. Das Wasser faszinierte ihn wegen seiner verschiedenen Aggregatzustände und der Durchsichtigkeit besonders. Die skizzenhaften, oft sprachlich unfertigen Gedichte lassen durch ihre Komproßlosigkeit die moderne Lyrik erahnen.

12. Jan O. Jost, Berlin

Psychologische und psychodramatische Dimensionen der Metaphorik des Fließens in der Lyrik Arnims

Mit dem Ende des 18. Jahrhunderts beginnt sich eine Form der Psychologie auszudifferenzieren, die von mechanistischen Modellen der Aufklärung abzuheben ist. Sie greift auf Techniken wie minutiöse (Selbst-)Beobachtung und Beschreibung (Rousseau, Moritz), naturphilosophische und -mystische Diskurse (Schubert) und auf das entwicklungsgeschichtliche Denken Herders zurück, um den »Weg nach innen« (Novalis) zu ergründen. Auch Arnim teilt das neue psychologische Interesse; vor allem auf den Mesmerismus ist in Arbeiten zu Arnims Prosa immer wieder hingewiesen worden. Hier, im »tierischen Magnetismus« geht es um das Aufheben der Grenzen zwischen den Figuren, mit unterschiedlichen narrativen Zielen (so etwa der Verführung in der *Gräfin Dolores* oder der Transzendierung der Liebe in den *Majorats-Herren*). In entsprechenden Teilen des lyrischen Werkes scheint es Arnim aber um etwas anderes zu gehen: nämlich dem im Inneren Vorgefundenen überhaupt erst eine differenzierte Sprache zu geben. Die Freiheit von narrativen Zwecken – bzw. die spezifisch lyrischen Bedingungen von Narrativität in Balladen und Romanzen – ermöglicht es ihm, bisweilen ohne jede Rücksicht auf die Plausibilität des Szenariums, das Spannungsfeld zwischen Ge-

gensätzen auszuloten (Innen/Außen, Wachen/Traum, Leben/Tod, Nüchternheit/Rausch), zu artikulieren und letztlich psychologisch zu interpretieren.

Im Vortrag sollen drei Aspekte der Metaphorik näher untersucht werden:

1. »Fließen« und angrenzende Metaphernfelder bieten sich zur Darstellung der Übergangssphären besonders an, da ihre Semantik entweder eine Dynamik schon impliziert (fließen, flüssig, Fluß) oder einen räumlichen Aspekt hat (Brunnen, Quelle), der traditionell »Psyche« konnotiert.
2. Neben der wörtlichen Verwendung kann »fließen« auch metaphorisch für das Psychovokabular Arnims genommen werden: »Fließen« als Aufheben der Grenze zwischen Gegensätzen. In diesen Bereich gehören auch andere Metaphernfelder, wie die Nacht oder der Rausch, die ein Überschreiten der Grenze von Bewußtem und Unbewußtem ermöglichen.
3. Flüsse bieten in mehreren Romanzen und Balladen das Setting für die dramatisierte Darstellung psychischer Inhalte. Auf die psychologische Dimension in *Getrennte Liebe* etwa ist hingewiesen worden (H. Schultz); auch in anderen Fluß- und Rheinballaden (*Die Rose, Der Rheinfall, Der Pfalzgraf [...9 bei Oberwesel]*) können psychologische und psychodramatische Sinnschichten freigelegt werden.

V. Poetik und Poetologie

13. Achim Hölter, Münster

»Stufenlos regelbar«? Überlegungen zur romantischen Transitionspoetik

Das romantische Erzählen basiert häufig auf einer distinkten, wenngleich impliziten Poetik des Gleitens, der Unschärfe und Grenzverwischung. Dies ist erfahrbar in der Verbalisierung von physischen Prozessen, Visionen, Träumen, Grenzerlebnissen. Ebenso aber wird die fiktionale Wirklichkeit ins Traumartige verschoben durch eine »gleitende« Temporalisierung oder Lokalisierung. Damit ist ausdrücklich nicht primär die metaphorische Beschreibungssprache der Germanistik gemeint, die ja – siehe oben – selbst Verben der stufenlosen Ortsbewegung einsetzt, sondern die Textoberfläche früh- und hochromantischer Briefe, Märchen und Romane.

Deutlich wird die neue Qualität romantischer Ungenauigkeit vor dem Hintergrund der Rezeption sensualistischer Affektenlehre. Es wird aber auch zu prüfen sein, wie sich der Kunst-Effekt des »Gefangennehmens oder -haltens des Sinns«, um an Tiecks »Oktavian« zu erinnern, als Effekt illusionsfördernden Erzählstils erklären und von Fall zu Fall als Parallele der zeitgenössischen Musikästhetik beleuchten läßt.

14. Walter Pape, Köln

»Leicht-Flüssigkeit« und Sinn-Fluß: Zum Flußcharakter von Metapher und Poesie

Daß das Wort Metapher bereits eine Metapher ist, ist ebenso bekannt wie die Tatsache, daß die Rede über sie sich des metaphorischen Sprechens bedienen muß. Das Verhältnis zwischen Wort, Bild und Bedeutung wird unterschiedlich

beschrieben: Metaphern des Gebens, der Überbrückung, des Verschmelzens, der Verknüpfung werden für diesen Prozeß benutzt. Ernst Gombrich hat das Problem der Grenze mit der Metapher des »gulf« umschrieben: »[...] there is no clear gulf separating the material, visible world from the sphere of the spirit and of spirits, not only the various meanings of the word representation may become blurred but the whole relationship between image and symbol assumes a different aspect.«

Für Gombrich fließen im Bereich der *sprachlichen* Repräsentation die unterschiedlichen Bedeutungen von »Repräsentation« (real, metaphorisch, symbolisch) ineinander. Der Vortrag möchte die moderne Metapherndiskussion mit der Verbildlichung der Poesie durch Wasser- und Fluß-Metaphern bei Goethe und den Romantikern verbinden. Die Bandbreite dabei ist groß, steht doch z. B. einer Kennzeichnung von Liedern wie »Ihr wart ins Wasser eingeschrieben; / So fließt denn auch mit ihm davon« (»Am Flusse«) das bekannte: »Löschst ich so der Seele Brand, / Lied, es wird erschallen; / Schöpft des Dichters reine Hand, / Wasser wird sich ballen« gegenüber. Die Frage, ob die Poesie also eine Stillstellung des Sinnflusses darstellt oder den Sinnfluß überhaupt erst ermöglicht, ist bei Goethe nicht entschieden; sie wird in den *Wanderjahren* am Beispiel einer Marmorgruppe, die das »herrliche Gefecht zwischen Heldenjünglingen und Amazonen« darstellt, so beantwortet: »Wer wäre denn hier, der uns in Gegenwart dieses stationären Werkes mit trefflichen Worten die Einbildungskraft dergestalt erregte, daß alles, was wir hier fixiert sehen, wieder flüssig würde, ohne seinen Charakter zu verlieren, damit wir uns überzeugen, das, was der Künstler hier festgehalten, sei auch das Würdigste?« Goethes Poetologie des Wassers und Fließens soll mit der romantischen Poetik des Gleitens (vgl. Exposé Hölder) konfrontiert werden.

15. Uwe Japp, Karlsruhe

Fließende Text-Gestalten in den italienischen Kapiteln der »Gräfin Dolores«

Ausgehend von der maritimen Situation der italienischen Kapitel der *Gräfin Dolores* wird eine erste Ebene der Topik des »Fließens« mit Rücksicht auf »Die Meerfahrt« und andere hierfür einschlägige Texte exponiert. In einem zweiten Schritt, der genauer von der Topik zur Poetik überleitet, wird dann die Struktur des Romans – bzw. der Narration – als ein 'Fließen' der Text-Gestalt analysiert. Insbesondere ist hierbei an das armin-spezifische Wechseln zwischen Prosa und Dialog, die Einlagerung von Dramen, Erzählungen und Gedichten und andere auffällige Verfahren zu denken. Letztlich ist die »Im-Fluß«-Befindlichkeit des Textes ein Zeichen seiner Selbstbezüglichkeit (qua Auffälligkeit des Gemachts-eins), weshalb die Metaphorik des Fließens als eine Modifikation der Grundmetapher des Text-Gewebes anzusehen ist.

16. Daniel Fulda, Köln

Ströme »aus übersinnlichen Quellen«. Schillers Poetik des Fließens zwischen Weltenharmonie und Erhabenheit

Metaphern und Bilder des Fließens ziehen sich durch Schillers gesamtes Werk von den lyrischen Anfängen über die philosophisch-ästhetischen Schriften bis zu

den späten Dramen mit historisch-politischen Stoffen. Der Vortrag arbeitet zunächst die thematische Spannweite des Bildfeldes heraus: von der topischen Qualifikation kunstfertiger oder enthusiastischer Sprache (»strömende Rede«) über die Teilhabe des Subjekts an einem weltdurchströmenden Geist bis hin zur Markierung einer Grenze, die allenfalls unter besonderen Anstrengungen überwunden werden kann (»Und da ich mich nahe des Baches Steg, / Da hat ihn der strömende Gießbach hinweg / Im Strudel der Wellen gerissen«). Als grundlegende Alternativen für die Adaption des Bildfeldes werden sodann unterschieden:

einerseits Figuren der Teilhabe; in diesem Fall deckt sich die Fließrichtung des metaphorisch vorgestellten Gewässers mit der Bewegungs- oder Intentionsrichtung des sprechenden oder erzählten Subjekts; was fließt, stellt eine Verbindung her zu dem Ursprung, von dem das Subjekt herkommt, oder dem Ziel, dem es entgegenstrebt;

andererseits Figuren, die Begrenzungserfahrungen artikulieren; in diesem Fall stellen Gewässer ein Hindernis dar, das desto unüberwindlicher ist oder scheint, je schneller sie fließen.

Während die Bildverwendungen des ersten Typs eine harmonische Welterfahrung artikulieren, schaffen Flüsse und Ströme des zweiten Typs Situationen, in denen das Subjekt Erhabenheit zeigen kann und muß. Das Bildfeld des Fließens wird mithin von demselben Dualismus von Harmonieerwartungen einerseits und Entfremdungserfahrungen andererseits geprägt, der Schillers Werk insgesamt prägt (Schönheit vs. Erhabenheit, Anmut vs. Würde usw.). Daß es *eine* Metapher ist, die ganz unterschiedlich gebraucht wird, läßt jedoch auch nach der Einheit dieser und verwandter Oppositionen fragen.

Eine poetologische Wendung erhält das Bildfeld, wo das Dichter-Subjekt ein Durchströmtwerden erhofft. Im Verhältnis zum Fließen markiert das Wortfeld Strömen dabei einen besonderen Intensitätsanspruch. Allerdings ist auch schon das einfache Fließen (im Unterschied zum stehenden Gewässer) als Intensitätsfigur zu lesen, da es mit Bewegung verbunden ist, eine Richtung hat und Kraft entfaltet. Diese Intensität mit rhetorischer Kunst dem Leser vermitteln zu wollen zeichnet Schillers Stellung zwischen Alteuropa und Moderne aus.

17. Holger Schwinn, Offenbach

»Wie ein Trunk Wasser ... in der Wüste«: zu Brentanos Briefen

1. In Clemens Brentanos Liebes- und Freundschaftsbriefen begegnen sich zwei im 18. Jahrhundert noch getrennte Strömungen des Briefstils: die kühl-rationale Tradition und die empfindsam-schwärmerische. Inwieweit Goethes *Die Leiden des jungen Werthers* hierfür das literarische Muster geliefert hat, soll ebenso untersucht werden wie die Frage, inwiefern Brentano nach dem Modell »Briefroman« den »romantischen« Brief erst eigentlich geschaffen und so den »unstilisierten, nicht fingierten Brief als Kunstform in die deutsche Literatur« eingeführt hat (W. Frühwald).

2. Die empfindsam-schwärmerischen Elemente in Brentanos Briefwerk wurzeln in der Sprache des Pietismus. Exemplarisch beschrieben und interpretiert werden

sollen hier vor allem: die Sprache der Seelenumarmungen und Herzensergießungen, des pietistischen Wundenkultes und empfindsamer Schwermut, der Wüsten-, Wasser-, Quellen- und Tränenmetaphorik.

3. Julia Kristeva faßt in *Die Revolution der poetischen Sprache* literarische Texte auf als Artikulation einer ›semiotischen Chora‹. Ihre (materialistische) Texttheorie fragt nach dem, was »vor« der Bedeutung liegt, nach der »Unruhe«, dem »Fluß« und dem Triebfundament der Sprache; und ihre Überlegungen gründen auf der Unterscheidung zweier Bereiche: dem ›Semiotischen‹ und dem ›Symbolischen‹. Unter dem ›Semiotischen‹ versteht sie »die psychosomatische Modalität des Prozesses der Sinngebung«, »die der Herausbildung des Symbolischen und dessen Subjekt logisch wie chronologisch vorausgeht«. Es umfaßt »die Triebe und ihre Artikulation«, das ›Symbolische‹ dagegen »die Bedeutung und deren Bereich«. Das Symbolische läßt sich weiter beschreiben als Ort der Zeichen, das Semiotische als ein Raum von Markierungen. Mit Hilfe dieses und auch anderer Ansätze sollen Sprachfluß und Rhythmus der Briefsprache untersucht werden, das, was das Besondere, das Lyrische an jenen Briefen ist, die Arnim erschienen »Wie ein Trunk Wasser [...] in der Wüste«.

18. Stefan Nienhaus, Neapel

Poetische Magie und Geheimnis in Tiecks »Der Runenberg« und »Die Elfen«

»Noch in demselben Jahre war ein Mißwachs, die Wälder starben ab, die Quellen vertrockneten, und dieselbe Gegend, die sonst die Freude jedes Durchreisenden gewesen war, stand im Herbst verödet, nackt und kahl, und zeigte kaum hie und da noch im Meer von Sand ein Plätzchen, wo Gras mit fahlem Grün empor wuchs.« (Die Elfen, Phantasmus, S. 327)

Eine Welt, die das Geheimnis ihrer Verbindung mit den magischen Naturkräften verrät, wird zur Wüstenei. Eine Poesie, die ihre Quellen freier Phantasie zu domestizieren sucht, verkommt zur traurig öden Prosa: Die Quell- und Strom-Metaphorik (mit ihrem Nietzsche antizipierenden Gegenpol der Verödung und der wachsenden Wüste) in Tiecks »Phantasmus« stellt das Bildzentrum seines romantischen Vermächtnisses und seines Plädoyers gegen das rationale Austrocknen der Dichtung dar.

Bilder vom 5. Kolloquium der Internationalen Arnim-Gesellschaft, Heidelberg, 1.–4. Juli 2004



Oben links: Der Tagungsort, das Max-Weber-Haus. – Oben rechts: Uwe Japp, Roswitha Burwick.
Mitte links: Heinz Härtl, Christian Deuling. – Mitte rechts: Ulfert Ricklefs, Roswitha Burwick. –
Unten links: in der Bildmitte: Claudia Nitschke, Yvonne Pietsch. – Unten rechts: Dieter Borchmeyer, Walter Pape.

Ludwig Achim von Arnim: Werke und Briefwechsel

Historisch-kritische Ausgabe. In Zusammenarbeit mit der Stiftung Weimarer Klassik und Kunstsammlungen hrsg. von Roswitha Burwick, Lothar Ehrlich, Heinz Härtl, Renate Moering, Ulfert Ricklefs und Christof Wingertzahn.

Band 31: Briefwechsel 1802–1804. Hrsg. von Heinz Härtl. Tübingen: Niemeyer 2004. XIV, 984 S., 2 S. Abb.

Der zweite Briefband der Arnim-Ausgabe enthält die von Anfang 1802 bis Ende 1804 von und an Arnim geschriebenen Briefe, soweit sie überliefert sind bzw. mit hinreichender Sicherheit erschlossen werden konnten. Sie wurden größtenteils während seiner Bildungsreise geschrieben, die er vom Herbst 1801 bis zum Sommer 1804 absolvierte. Während der Reisejahre korrespondierte er, wie schon zu Zeiten des Studiums, mit Familienangehörigen: der Großmutter Caroline von Labes, dem Onkel Hans von Schlitz und dessen Frau, der Tante Louise, zu der er ein besonderes Zutrauen gefaßt haben muß. Sogar ein merkwürdig verworrener, schwer zu entziffernder Brief des Vaters ist erhalten geblieben. Von früheren Briefpartnern Arnims sind außer den Familienangehörigen noch zwei ehemalige Göttinger Kommilitonen vertreten sowie der Göttinger Verleger Heinrich Dietrich seine Frau Johanna, außerdem der Hallesche Physiker Gilbert, doch verringert sich die Intensität der Briefwechsel mit Studienfreunden und Naturwissenschaftlern auffallend nach dem Beginn der Reise. Erstmals wechselte Arnim Briefe mit Reisebekanntschaften, unter denen sich mehrere Frauen befinden, die bereits als Schriftstellerinnen und exorbitante Persönlichkeiten bekannt waren oder es noch wurden: Madame de Staël, Juliane von Krüdener, Dorothea Veit (1804 verheiratet mit Friedrich Schlegel), die mit Arnim etwa gleichaltrige Helmina von Hastfer (1805 verheiratet mit dem Orientalisten Antoine-Léonhard de Chézy), und Bettina Brentano, mit der es nach der Bekanntschaft im Sommer 1802 zu einem kurzen brieflichen Intermezzo kam, das dem erst 1805 wiederaufgenommenen, sich dann rasch intensivierenden Briefwechsel mit ihr präludiert. Den Hauptanteil an den Briefen des Bandes bildet jedoch die Freundschaftskorrespondenz mit Clemens Brentano, die während der Arnimschen Reisejahre zu einem der außerordentlichsten Briefwechsel der deutschen Literatur geriet. Er ist nunmehr für die ersten Jahre der Beziehung so vollständig und genau wie möglich dokumentiert. Literarisch und literaturgeschichtlich bedeutsam ist er wegen der großartigen Unkonventionalität der Briefe, die in der Übergangszeit von der sich auflösenden Jenaer Romantik zur sich herausbildenden Heidelberger geschrieben wurden und eine in ihrer Originalität noch kaum angemessen erfaßte Phase der deutschen Romantik bezeugen. Die zwischen den Freunden gewechselten Briefe sind nicht lediglich spontane Niederschriften eines emphatischen Lebensgefühls. Vielmehr durchdringen sich in ihnen Authentizität und Fiktionalisierung, die Episteln haben Mitteilungs- und Kunstcharakter in einem. Die Briefe sind größtenteils Briefdich-

tungen nicht nur in dem Sinn, daß sie Gedichte enthalten, sondern vor allem in dem universalpoetischen der frühromantischen Ästhetik. In diesem Sinn bilden sie eine indirekte Gegen- und Komplementärkorrespondenz zum etwa gleichzeitigen Goethe-Schiller-Briefwechsel, dessen Partnern es eher darauf ankam, mittels ihrer Briefe große Kunst statt großer Briefkunst zu produzieren.

Textproben:

Arnim an Brentano, Paris, letztes Drittel Januar 1803:

Woran erinnerst Du mich, an ein festes dauerndes Leben, wo wir uns gegenseitig an den Quellen des Leben einschenken und zutrinken? O Lieber laß mich nicht klagen, Du hast mich nie gehört im Schmerz, die Quellen könnten vertrocknen und die Tränen alldazu, ich lebe die eilenden Augenblicke und kehre ich zurück von meiner Reise, so weiß ich keinen Stein, wo ich mein Haupt lege, ich fühle mich fremd in meiner Heimath ich werde vielleicht zu diesem oder jenem Geschäfte scharf beredet werden, aber ich bin zu starr um mich zu fügen; zu biegsam um jemand zu verletzen ich kenne mein Land ich weiß, daß mir in allem dem, wo ich wirken könnte die Flügel gelähmt sind, erst gehe heist es da dann fliege und wer kann beydes thun? ich könnte gewaltige Plane machen, wenn nicht alle Plane gewaltig weit von der Ausführung wären. O der Gewalten, ein Loth Quecksilber kann den stärksten Deich in einem Jahre durch bohren und gieb dem Archimedes einen festen Punkt ausser der Erde und er hebt sie weit hinaus über die Bahnen der Nachbarwelten Ich kenne den festen Punkt, es ist die Freyheit, oder nenne es das heilige Grab, Rom oder Ruhm, wer den Hebel anzusetzen weiß stürzt alles um, aber er begräbt sich unter den Trümmern und zieht alles mit sich hinab. So Steht das Festeste der Welt und ich sollte Dein Hoffen auf eine Unsicherheit in dieser Unsicherheit stellen, der Du an alles fest und auf ewig hängst, den man eben deswegen unbeständig nennt, weil Du den Wechsel der andern um und neben Dir siehst und jeden in seiner Urgestalt dir erhalten willst <...>.

Brentano an Arnim, Marburg, Mitte Februar 1803:

Kein Mensch kann Briefe schreiben, als du, kein Mensch kann mich lieben, als du, nirgends auf Erden ist mir Wohl geworden, als bei dir, lieber Arnim ich habe heute Nacht lebhaft von dir getrauert, ich war bei dir in Paris, du saß auf einem Stuhle und hattest lederne Hosen an, die waren dir zu eng, da machte ich dir die Knöpfe zu an den Knien, und mir bluteten die Finger, ich hatte kein Geld, wagte dich nicht zu fragen, wo du zu Mittag essen würdest, und war so neidisch auf deinen Bedienten, der hatte zu essen, und war viel mit dir, doch hieltest du mich höher, dafür gieng ich allein durch einige Straßen von Paris, in denen viel Graß war, und sezzte mich traurig in das Graß, und weinte, zog deinen Brief heraus und wollte ihn beantworten, aber der Wind bließ in die Blätter und ich lief in entsezzlicher Angst nach, am Wege stand die Mereau, sie wollte mich mit offenen Armen aufhalten, aber ich rannte sie über den Haufen, und lief biß an den Rhein, bei Bingen fand ich mich wieder, und dich auch, du fuhrst auf einem kleinen Nachen, und ich saß bei dir, und wir tranken Aßmanshaußer <...>.

Protokoll der Mitgliederversammlung der Internationalen Arnim-Gesellschaft am 30. Juli 2005 in Zernikow

TOP 1 Der Präsident Walter Pape begrüßt die anwesenden Mitglieder und stellt fest, daß ordnungs- und fristgemäß eingeladen worden ist. Die Tagesordnung wird einstimmig akzeptiert. Der Präsident berichtet, daß die Vizepräsidentin Roswitha Burwick aus persönlichen Gründen nicht an der Versammlung teilnehmen kann. Er erklärt, daß die NZfE im Herbst erscheinen soll. Der fünfte Band der Schriften der IAG mit den Beiträgen zum Heidelberger Kolloquium (2004) wird ebenfalls im Herbst erscheinen.

TOP 2 Das für Coppet geplante Symposium ließ sich nicht realisieren. Statt dessen wird das Kolloquium 2006 auf Burg Schönburg (Oberwesel) stattfinden. Walter Pape legt die eingereichten Exposés zur »Metaphorik des Fließens« vor. 2008 wird ein gemeinsames Symposium mit der Kleist-Gesellschaft zum Thema »Adel« angestrebt.

TOP 3 Jürgen Knaack legt den von den Kassenprüfern Heinz Härtl und Lothar Ehrlich geprüften Kassenbericht vor, der für den Zeitraum 2003 und 2004 insgesamt Einnahmen von 4.475,93 und Ausgaben von 5.145,63 Euro ausweist. Der Mitgliederstand zum 31.12.2004 beträgt 72, der Kassenstand 4.626,63 Euro.

TOP 4 Die von Renate Moering beantragte Entlastung des Vorstandes wird einstimmig bei zwei Enthaltungen angenommen.

TOP 5 Die zur Zeit vakante Arbeitsstelle der WAA soll möglicherweise schon zum 1.1.2006 ausgeschrieben werden. Walter Pape berichtet über die Interventionen des Vorstandes zugunsten der Neubesetzung.

TOP 6 Der Zuschuß zu Band 10 der WAA ist bewilligt. Band 2 ist fertiggestellt, die Bände 6 und 11 sind so gut wie fertig.

TOP 7 Es wird ausführlich über die Probleme in Wiepersdorf diskutiert, ein direktes Eingreifen durch die IAG wird jedoch zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht befürwortet. Christof Wingertzahn erklärt sich bereit, die Möglichkeit einer Gedenktafel zum Wohnort Arnims am Pariser Platz bei den zuständigen Berliner Gremien zu eruiieren. Der Freundeskreis Wiepersdorf und die Berliner Bettina-von-Arnim-Gesellschaft werden als nicht zahlende Mitglieder in die IAG aufgenommen. Gleichzeitig wird die IAG Mitglied in diesen beiden Vereinen. Die nächste Mitgliederversammlung 2007 soll in Weimar stattfinden.

Henstedt-Ulzburg, den 2.8.2005

Protokollführer Jürgen Knaack

Ludwig Achim von Arnim
Werke und Briefwechsel. Historisch-kritische Ausgabe
Weimarer Arnim-Ausgabe

In Zusammenarbeit mit der Stiftung Weimarer Klassik herausgegeben von Roswitha Burwick, Lothar Ehrlich, Heinz Härtl, Renate Moering, Ulfert Ricklefs und Christof Wingertzahn.

Insgesamt ca. 40 Bände. Gesamt-ISBN 3 484 15600 7. – Die Edition erscheint bis zur Publikation des letzten Bandes in Subskription. Der Einzelpreis der Bände liegt ca. 10% über dem Subskriptionspreis.

Bereits erscheinen:

Band 1:

Schriften der Schüler- und Studentenzeit. Hrsg. von Sheila Dickson. Edition der latein. Schülerarbeiten von Manfred Simon unter Mitarb. von Bettina Zschiedrich. 2004.

Band 10:

Die Päpstin Johanna. Hrsg. v. Johannes Barth. Erscheint ca. 3. Quartal 2006.

Band 30:

Briefwechsel I (1788–1801). Hrsg. von Heinz Härtl. 2000.

Band 31:

Briefwechsel II (1802–1804). Hrsg. von Heinz Härtl. 2004.

Sonderprospekt und nähere Informationen:
Max Niemeyer Verlag GmbH · Postfach 2140 · 72011 Tübingen
Tel. (07071) 98 94 50
E-Mail: info@niemeyer.de

Schriften der Internationalen Arnim-Gesellschaft
Band 1–5

Band 1:

Universelle Entwürfe – Integration – Rückzug: Arnims Berliner Zeit (1809–1814). Zernikower Kolloquium der Internationalen Arnim-Gesellschaft. Hrsg. von Ulfert Ricklefs.

Tübingen: Niemeyer 2000 (Schriften der Internationalen Arnim-Gesellschaft. 1) XXI, 304 Seiten, kart. 78 €

Band 2:

»Frohe Jugend, reich an Hoffen«. Der junge Arnim. Wiepersdorfer Kolloquium der Internationalen Arnim-Gesellschaft.

Hrsg. von Roswitha Burwick und Heinz Härtl.

Tübingen: Niemeyer 2000 (Schriften der Internationalen Arnim-Gesellschaft. 2) XI, 245 S., kart. 64,00 €

Band 3:

Arnim und die Berliner Romantik. Kunst, Literatur und Politik. Berliner Kolloquium der Internationalen Arnim-Gesellschaft.

Hrsg. von Walter Pape.

Tübingen: Niemeyer 2001 (Schriften der Internationalen Arnim-Gesellschaft. 3) XI, 252 S., kart. 64,00 €

Band 4:

Romantische Identitätskonstruktionen: Nation, Geschichte und (Auto-)Biographie. Glasgower Kolloquium der Internationalen Arnim-Gesellschaft.

Hrsg. von Sheila Dickson und Walter Pape.

Tübingen: Niemeyer 2003 (Schriften der Internationalen Arnim-Gesellschaft. 4) X, 303 S., kart. 78,00 €

Band 5:

Das »Wunderhorn« und die Heidelberger Romantik: Mündlichkeit, Schriftlichkeit, Performanz. Heidelberger Kolloquium der Internationalen Arnim-Gesellschaft.

Hrsg. von Walter Pape.

Tübingen: Niemeyer 2005 (Schriften der Internationalen Arnim-Gesellschaft. 5) XII, 293 S., kart. 96,00 €

Mitglieder der IAG können die Bände direkt bei der IAG zu einem Vorzugspreis mit 25% Rabatt beziehen!

UWE JAPP

Das deutsche Künstlerdrama¹



Die Forschungslage zur Geschichte des deutschen Künstlerdramas muß im Ganzen als unzureichend bezeichnet werden. Ein erster Grund hierfür ist das dominierende Interesse der Forschung im Hinblick auf die Geschichte des Künstlerromans. Das deutsche Künstlerdrama, das in der Mitte des 18. Jahrhunderts entsteht und dessen Geschichte sich bis in die Gegenwart erstreckt, wurde vergleichsweise nur wenig beachtet. Die vorliegende Arbeit entwirft eine Geschichte des deutschsprachigen Künstlerdramas, die den gesamten in Betracht kommenden Zeitraum umfasst. Leitfaden der Darstellung ist die dramen- und theatergeschichtlich relevante Figur des »Künstlers auf der Bühne«. In einer ausführlichen Einleitung wird das Problem des deutschen Künstlerdramas aus theoretischer und methodologischer Sicht dargelegt; im Zentrum stehen folgende Fragen: Was ist ein Künstlerdrama? Wie kann eine Geschichte dieser speziellen Form konstruiert werden? Eine weitere die Untersuchung theoretisch leitende Frage betrifft die Typologie. Zu unterscheiden ist in diesem Sinne zum Beispiel zwischen historischen und

¹ Im Verlag Walter Gruyter erschien 2004 die Studie unseres Mitglieds Uwe Japp: »Das deutsche Künstlerdrama. Von der Aufklärung bis zur Gegenwart«.

fiktiven Künstlern, zwischen mäzenatisch alimentierten und autonomen Künstlern, zwischen professionellen und nichtprofessionellen Künstlern usw., bis zu der auf der Ebene der Dramenhandlung liegenden Alternative zwischen scheiternden und reüssierenden Künstlern. Die Einleitung macht auf den selbstreflexiven Status dieser besonderen Dramenform, die nicht selten in einer mise en abyme gipfelt, aufmerksam. Der Einleitung folgen zwanzig Kapitel mit zwanzig Einzelinterpretationen zu deutschen Künstlerdramen: von Christian Felix Weiße's *Die Poeten nach der Mode* (1757) bis zu Thomas Bernhards *Über allen Gipfeln ist Ruh* (1981). Zwischen diesen historischen Eckpunkten behandelt die Untersuchung Schauspiele von Goethe, Tieck, Oehlenschläger, Grillparzer, Immermann, Halm, Holtei, Laube, Hebbel, Wagner, Hofmannsthal, Hauptmann, Sorge, Jahn, Dürrenmatt, Weiss und Jandl. Ein erster Überblick zeigt, daß hier bekannte und weniger bekannte Autoren nebeneinander stehen. Diese Heterogenität der Autoren hat ihren strukturellen Grund in der Geschichte der Untergattung Künstlerdrama, die wenige Höhepunkte kennt, aber eine breite Ausarbeitung erfahren hat. Literaturgeschichtlich gesehen dominieren im 19. Jahrhundert die pathetischen und finalen Darbietungen, während im 20. Jahrhundert, neben einer singulären politischen Linie, die das Drama der Zeit überhaupt charakterisierende Form der Tragikomödie in den Vordergrund tritt. Darüber hinaus werden mediale Transformationen des Künstlers im Drama bzw. auf der Bühne bemerkbar. Die Arbeit enthält eine Chronologie, eine Bibliographie sowie ein Namen- und Werkregister und ermöglicht so auch den punktuellen Zugang zu interessierenden Einzelthemen.

Mitglied werden – Mitglieder werben!

Der Mitgliedsbeitrag beträgt
laut Beschluß der Mitgliederversammlung
vom 28. Juli 2001 jährlich
€30.00 (\$ 40.00), für Studenten €15.00 (\$ 20.00).
Darüber hinausgehende Spenden
zur Unterstützung der Zwecke und Tätigkeiten der
Gesellschaft sind sehr willkommen.
Laut Erstbescheid
des Finanzamtes Erlangen
vom 16.11.1995
sind Spenden und Beiträge wegen
Gemeinnützigkeit der Zwecke steuerlich
absetzbar.

Einzelpreis des Heftes: 8 €
Für Mitglieder der Internationalen Arnim-Gesellschaft kostenlos

